

AR-Joem - 024 - 125

מצאי: 4480

כרטיס מצאי: 49656

מחשב: 54903

גליון של כתב העת

(MB) Mitteilungsblatt

ביטאון של "ארגון יוצאי מרכז

אירופה".

מס' 25 תאריך 18/6/1966

MB bringt heute:

GE. LU.:
Russland und Deutschland

WALTER C. CLEMENS jr.:
Der Chinesisch-Russische Streit

PAULA ARNOLD:
Norman und Helen Bentwich's Erinnerungen

Criticus / Blick in die Welt /
Kunst / Musik / Film / Brief
an die Redaktion u. and. Beiträge



דמי החורה	שולם
מובטחים	ת"א יפו
ת"א ת.ד. 1480	137

ידועות של ארגון עולו מרכז אירופה

Wochenzeitung des Jrgun Olej Merkas Europa

Tel-Aviv • POB 1480 • Jahrgang XXXIII • Nr. 25 • Preis 50 Ag. • 18. Juni 1965 • י"ח סיון תשכ"ה

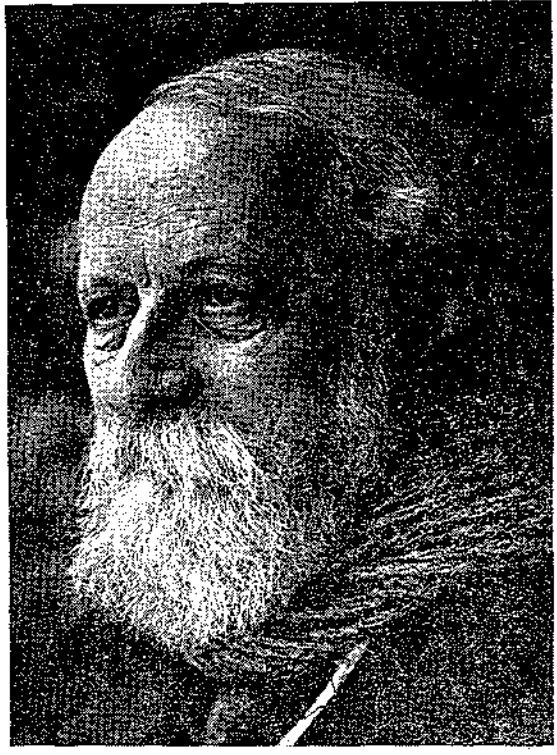
MARTIN BUBER ז"ל

DER LEHRER

Es ist nicht die Stunde der Wertung. Es ist die Stunde eines Abschieds.

Was uns genommen wurde, wir können es wohl erfassen. Denn die Größe des Menschen Martin Buber, der in unserer Mitte weilte, in seinem Zion lebte, ist uns wohl bewusst. Das Wort Israels an die Völker, die Botschaft Israels an uns selbst, hat die Stimme verloren, die in unserer Zeit ertönte.

Wir sehen den jungen Buber in den Tagen seiner Frische, die ihm ein gütiges Geschick bis beinahe zur letzten Stunde erhalten hat, ein Junger unter denen, die das Banner der nationalen Wiedergeburt erhoben. Tat und Geist, Tat aus der Verantwortung, Geist in der Verantwortung vor dem Letzten — all dies stand am Beginn eines langen Lebensweges, auf dem er sich stets treu geblieben ist. Wir sehen Martin Buber in entscheidenden Wendungen der zionistischen Geschichte: Den jungen Mann in seinem Kampfe um Erfüllung des Zionismus mit über den Tag hinaus weisenden Werten. Den Sprecher vor der Jugend in Prag, den Erwecker der Besten zu sich selbst. Wir erblickten ihn in den Vorwehen der Verwirklichung auf dem ersten Nachkriegskongress in Karisbad als den Warner und Mahner. Wir haben ihn erlebt, die Alten unter uns und auch eine jüngere Generation, als Lehrer und Vorbild, als Mittler zu so Vielem, was uns fremd geblieben wäre, wenn er es uns nicht gewiesen hätte. Das Wort unserer Heiligen Bücher nahm in seinem Munde neues Leben an, unmittelbar zu uns sprechend. Unser Volk in seiner Konzentr-



tration in den Ländern des Ostens rückte uns nahe, die Welt der Frommen wurde uns durch ihn erobert, er selbst stets mehr ein gütiger Lehrer denn ein zürnender Mahner. Es war die Güte seines Herzens, die sich auch dann offenbarte, wenn der Zorn aus ihm zu brechen schien. Ein Lehrer, kein Prophet in Israel hat unter uns gelebt; wir sind ihm begegnet.

Die Stunde des Abschiedes ist schwer. Sie ist es nicht deshalb, weil eine Stimme nicht mehr ertönen kann, die sterblich war wie alles Erschaffene. Aber sie ist schwer in dem Sinne, in dem ein solcher Abschied von einem uns sehr Nahen stets bit-

DER WEISER

Martin Buber ist nicht mehr! Der Lehrer und Mehrer jüdischen Geistes ist für immer von uns gegangen. Der Mahner unseres Weges, der Deuter unseres jüdischen Selbstverständnisses, der Kündler unserer Lehre hat uns verlassen. Voll Trauer und noch nicht mächtig des Schmerzes stehen wir an der Bahre des grossen Gelehrten, des Philosophen, des Wiedererweckers der Schrift, des Vermittlers chassidischer Innigkeit, des Weisen, der in unserer Mitte lebte und der uns ständiger Berater und Wegweiser war, und müssen Abschied nehmen. Was uns Martin Buber war, was sein Dasein für uns bedeutete, lässt sich in dieser Stunde noch nicht ausdrücken. Wir empfinden, dass wir Unendliches verloren haben. Wir wissen, dass etwas Einzigartiges, Unwiederbringliches uns genommen wurde, dass aber das Wort, das er in uns gelegt und das das Kernstück seiner Lehre ausmacht, uns als Vermächtnis bleibt: Erneuerung.

Viele Jahrzehnte hat das Wort und die Lehre Martin Bubers entscheidendsten Einfluss auf unser Leben ausgeübt. Fast sechzig Jahre ist es her, da haben Bubers „Reden über das Judentum“ eine Epoche neuen jüdischen Denkens eingeleitet. Mehr als sechzig Jahre ist es, dass Buber unter dem Stichwort „Gegenwartsarbeit“ und noch unter dem Vorsitz Theodor Herzls von der Kongresstribüne über jüdische Kunst und geistige Renaissance sprach. Damals auch gab er den Anstoss zur Schaffung des „Jüdischen Verlages“ und war unter denen, die sich für eine Hebräische Universität einsetz-

(Schluss S. 12)

(Schluss S. 2)

(Schluss von Seite 1)

ten. Und in den sechzig Jahren, die dazwischen liegen, baute Martin Buber ein Werk des Geistes auf, das nach seinem Umfang und nach seiner Bedeutung nicht viele seinesgleichen hat, wurde er zu einer Gestalt, deren Wort zugleich Erkenntnis und Tat bedeutete.

Martin Buber wurde am 8. Februar 1878 in Wien geboren. Elf Jahre, bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr verbrachte der Knabe im Hause seines Grossvaters *Salomon Buber*, des berühmten Midraschforschers, in Lemberg. Hier in Lemberg, wo er auch nach der Uebersiedlung des Vaters in diese Stadt bis zum Beginn seines Universitätsstudiums lebte, trat ihm die Welt der Haskala, aber auch die des Chassidismus entgegen. Diese beiden Erscheinungen eines neuen Judentums, zumindest ihren Eindrücken nach, verbunden mit der Begegnung des zwanzigjährigen Studenten mit dem jungen Zionismus wurden bestimmend für das Leben, das Schaffen und das Wirken Martin Bubers. Sein Werkzeug war das Wort, das er sich zu immer verfeinertem Gebrauch zurechtschliff, und durch das er zum eindringlichsten Erzieher und Weiser mehrerer Generationen seit Beginn dieses unseres Jahrhunderts wurde.

Es ist schwer zu sagen, welcher Disziplin im Werk und in der geistigen Leistung Martin Bubers der Vorrang gebührt. Er selbst hat in seiner Gesamtausgabe der Werke (Kösel-Verlag, München, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg und Joseph Melzer Verlag, Köln 1962—1964) eine Vierteilung vorgenommen, indem er im ersten Bande die „Schriften zur Philosophie“, im zweiten die „Schriften zur Bibel“, im dritten die „Schriften zum Chassidismus“ vereinigt hat, während er für die gesammelten Aufsätze und Reden, die er in der Zusammenfassung „Der Jude und sein Judentum“ nannte, einen gesonderten Band bestimmte. Diese Ernte aus sechs Jahrzehnten enthält in jedem ihrer Teile Leistungen von unwägender, von epochemachender Bedeutung. Es ist ein, auch für den Kenner erregendes Erlebnis, die Biographie Martin Bubers von *Hans Kohn*, weitergeführt von *Robert Weltsch* (Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts, Joseph Melzer Verlag, Köln, 1961), zu lesen und noch einmal nachzuerleben, wie geradezu revolutionierend Buber auf allen Gebieten seiner geistigen, seiner pädagogischen, seiner philosophischen Bemühungen wirkte.

Geht man ganz oberflächlich vor und beleuchtet nur um der Verdeutlichung willen die mar-

DER WEISER

kantesten Stellen seines Weges und Werkes, so ist zunächst seine „chassidische Botschaft“ hervorzuheben, die er dem westeuropäischen Judentum kündete und die durch ihn zu einem Bestandteil der modernen Literatur wurde. Mit ihr begann er 1906, und mit ihr beschäftigte er sich noch in einer Veröffentlichung des Jahres 1963. Seine „Reden über das Judentum“ leiteten, wie wir schon gesagt haben, von 1909 an eine Epoche neuen jüdischen Denkens ein, ihnen folgten die Sammelbände über „Die jüdische Bewegung“ (1916 und 1921) und in leidvoller Zeit des deutschen Judentums die Reden und Schriften von 1921—1932 unter dem charakterisierenden Titel „Kampf um Israel“ (1933) sowie das Buch „Die Stunde und die Erkenntnis“ (1936). Diese im nationalsozialistischen Deutschland gehaltenen Reden und veröffentlichten Aufsätze zeigen Bubers ungewöhnlichen Mut, aber auch seine ungewöhnliche Gabe als Erzieher und zugleich auch als Tröster, als ein verlässlicher Wegweiser in Zeiten der Finsternis.

Bubers Uebersetzungsarbeit geht ebenfalls schon auf frühe Zeiten zurück. 1910 gab er die „Reden und Gleichnisse des Tschuang Tse“ heraus, 1911 „Chinesische Geister- und Liebesgeschichten“ und 1914 das finnische Nationalepos „Kalewala“. Das grosse Werk aber, „Die Schrift“ neu aus dem Geiste der hebräischen Sprache zu verdeutschen, war zwar schon vor dem ersten Weltkriege geplant, wurde jedoch erst unternommen, als der Freund *Franz Rosenzweig* gefunden und zur Mitarbeit bereit war. Im Mai 1924 begann die gemeinsame Arbeit. Als Franz Rosenzweig am 10. Dezember 1929 starb, war sie bis zum 53. Jesaja-Kapitel fortgeschritten. Mitte Februar 1961 fand im Hause von Professor Martin Buber in Jerusalem eine kleine Feier statt, die dem Abschluss der Verdeutschung der „Schrift“ gewidmet war. „Die Schrift, durch die Sprache der Botschaft geprägt und gefügt“, — schrieben wir damals in der Sonderbeilage des MB vom 19. Mai 1961 — ward durch diese Uebertragung zu einem erneuten, in seiner Ursprünglichkeit wiederhergestellten Geschenk an die Völker der Welt. Dass dieses Geschenk das Gewand der deutschen Sprache trägt, mag als Symbol dafür gelten, dass der „Geistbraus“, dessen verwandelnden Rufs sich der Mensch schliesslich doch nicht entziehen kann, hörbarer ist als das Getöse des Wahns.“

Wenn Martin Buber heute in

aller Welt als einer der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart angesehen wird, so gründet sich diese Anerkennung auf der Ausarbeitung seiner Philosophie des Dialogs. Auch diese seine Erkenntnis, die er mit den Jahren nur immer tiefer und tiefer fundiert hat, reicht weit zurück. 1913 veröffentlichte er unter dem Titel „Daniel“ die Gespräche über die Verwirklichung, wobei er schon hier die Spannung zwischen Erkenntnis und Verwirklichung zur unbedingten Forderung ausweitete. Zehn Jahre später, 1923, trat er mit der Schrift „Ich und Du“ hervor, in der die doppelgerichtete Beziehung von Mensch—Ich und Gott—Du zum ersten Male voll zum Ausdruck kommt. Die Bücher „Zwiesprache“ (1932), „Die Frage an den Einzelnen“ (1936), „Zwei Glaubensweisen“ (1950), „Gottesfinsternis“ (1952/53) u.v.a. vollenden Bubers Philosophie des dialogischen Prinzips. Es war eine besondere und aussergewöhnliche Ehre, dass in der von *Paul Arthur Schilpp* und *Maurice Friedman* herausgegebenen Reihe „Philosophen des 20. Jahrhunderts“ 1963 zu Bubers 85. Geburtstag ein 660 Seiten starker Band „Martin Buber“ sowohl in englischer wie auch in deutscher Sprache (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart) herausgekommen ist.

Bubers Wirken erschöpft sich aber in all dem noch nicht. Vieles ist noch anzuführen. Er war der Gründer und erste Herausgeber der Monatsschrift „Der Jude“ (1916), gemeinsam mit *Joseph Wittig* und *Viktor von Weizsäcker* der Mitherausgeber der „Kreatur“ (1920—1930); er war der Freund, Berater und oft auch Kontrahent aller bedeutenden Geister unserer Zeit. Und — er war ein eminent politischer Mensch, im Zionismus, im sozialistischen Zionismus und für den Zionismus. Der Weg, den er zeigt, sollte zum Frieden und zur Gerechtigkeit führen, er sollte die

Völker einen, nicht sie entzweiten. Dafür, dass es auch in unserer zerrissenen Zeit Elemente gibt, die Bubers Botschaft verstanden, war wohl das schönste Zeichen, dass auf seiner Bahre Blumen lagen, die von arabischen Jugendorganisationen extra für ihn und in der Trauer um ihn nach Jerusalem gebracht wurden.

Dem, was das deutsche Judentum bedeutete, war Martin Buber sein Leben lang in besonderer Weise verbunden. Er hat unter den deutschen Juden Jahrzehnte gewirkt und ihr geistiges Gesicht und ihre jüdisch-politische Haltung entscheidend mitgeformt. Daher war er auch bemüht, das geistige Erbe dieses deutschsprachigen Judentums zu erhalten, und deshalb war er auch einer der aktivsten Mithelfer bei der Gründung des *Leo Baeck Instituts*. Von Beginn an gehörte er seinem Board an und nahm an allen Plänen und Projekten des Instituts bis in die letzten Tage lebhaftesten Anteil. Als ihm 1963 die Ehre der Verleihung des Erasmus-Preises zuteil wurde, hat er im Einvernehmen mit der Erasmus-Preis-Stiftung den grössten Teil des ihm verliehenen Preises für eine tiefgehende Forschungsarbeit, die durch das Leo Baeck Institut durchgeführt wird, bestimmt.

Was wir hier in der ersten Stunde des Schmerzes von und über Martin Buber sagen konnten, es ist ein ganz unzureichender Versuch auszudrücken, wer er war, und was das Glück und der Vorzug bedeuteten, Jahrzehnte lang in engster Verbindung mit ihm gewesen zu sein. Noch können wir nicht ermesen, was es heisst, ohne seinen Rat, ohne seinen Zuspruch, ohne seine Weisung auszukommen. Wir wissen nur, was er uns gegeben und aufgegeben hat. Nun müssen wir daran gehen, das, was seine Forderung uns darstellte, auch ohne ihn zu verwirklichen: die stete Erneuerung in Treue zur Lehre.

HANS TRAMER

PUBLIKATIONEN DES LEO BAECK INSTITUTS

Soeben gelangte zur Auslieferung

Georg Tietz:

HERMANN TIETZ

GESCHICHTE EINER FAMILIE UND IHRER WARENHÄUSER

Die errgende Geschichte eines grossen deutschen Warenhauses, dessen Anfang die 1882 in Cera gegründete zweistubengrosse, einschautenrige Firma „Hermann Tietz“ war, die Geschichte des sich daraus entwickelnden Warenhauskonzerns, der mit vielen Filialhäusern, mit den beiden grössten in München und Berlin, Weltruf erlangt hat — der heutigen Generation als „Eertie“ bekannt.

214 Seiten

IL 16—

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART

RUSSLAND UND DEUTSCHLAND

Das Thema der Beziehungen zwischen Russland und Deutschland ist von höchster Aktualität. Die früheren Arbeiten von Walter Laqueur, der hierüber ein neues Buch vorlegt („Russia and Germany“ — Weidenfeld & Nicolson, London), geben allen Anlass, sein Werk über ein Jahrhundert des Konfliktes zwischen den beiden Mächten mit grosstem Interesse zur Hand zu nehmen. Denn was kann wichtiger sein als das Verständnis der historischen Kräfte, die die Beziehung zwischen Russland und Deutschland in den letzten hundert Jahren gestaltet haben? Nur eine richtige Auffassung des Verhältnisses vermag die Möglichkeit zu geben, in Zukunft die Wiederholung politischer Fehler zu vermeiden. Ist Geschichte ein Objekt der Forschung für den Historiker, ein Gegenstand der Bildung für den Amateur, so bildet ihre Kenntnis ein unerlässliches Handwerkszeug für den Politiker.

Laqueur befasst sich in seinem Buch nicht so sehr mit den diplomatischen Schwächen der Vertreter der beiden Länder, u.a. weil er der Meinung ist, dass diese als Bevollmächtigte ihrer Regierungen kaum Vollmachten zu selbständigen Entschlüssen hatten, sondern taten, was ihnen befohlen wurde. Er wendet statt dessen seine Aufmerksamkeit mehr der seelisch-geistigen Haltung der beiden Völker zu und versucht zu zeigen, dass die Russen die Deutschen und die Deutschen die Russen nicht verstanden und daher falsch eingeschätzt haben, und zwar trotz den engen Beziehungen, die zu verschiedenen Zeiten zwischen einzelnen Schichten der beiden Nationen bestanden. Bekanntlich wurde Russland lange Zeit hindurch von Vertretern der deutschstämmigen baltischen Aristokratie regiert — oder mitregiert —, und es gab auch enge Zusammenhänge zwischen den Sozialisten der beiden Länder.

Aber auch von ganz anderen Seiten sind gegenseitige Beeinflussungen ausgegangen. Die Refugés, die nach der bolschewistischen Revolution nach Westeuropa kamen, brachten ihre Gegnerschaft gegen die neuen Alleinherrscher ebenso mit sich wie ihre spezifische Auffassung der Welt und der Beziehungen unter den Völkern. Laqueur weist im einzelnen nach, dass diese Flüchtlinge einen gewissen Einfluss auf die Bewegung der Nationalsozialisten in ihren frühen Stadien hatten, und dass die „Protokolle der Weisen von Zion“, die eine so bedeutsame Wirkung ausübten, ebenfalls aus dem Osten nach Deutschland eindringen. Freilich bleibt zu erklären, warum die russischen Refugés, die nicht nur nach Berlin, sondern auch nach Paris kamen, einen anderen Einfluss auf die Entwicklung der Dinge in Deutschland als in Frankreich hatten, ebenso wie sich die Frage aufdrängt, wie die „Protokolle“, die in den zwanziger Jahren auch in die respektable englische Presse gelangten, dort nicht so vergiftend wirkten wie anderswo.

Der Autor wendet sich weiter der Analyse der Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Weimarer Republik zu, geht zu einem Studium der Beziehungen zwischen Nazideutschland und Russland über, zeigt die plötzlichen Wendungen im Verhältnis beider Länder, wo kompromisslose Feindschaft während und kurz nach dem Ersten Weltkriege von einer Art pragmatischer Kooperation abge-

löst wurde. Um die Wendung der beiden Diktaturen zu gemeinsamer Handlung im Jahre 1938 zu erklären, gibt Laqueur einen Umriss der Aktionen der Komintern, der internationalen Propagandawaffe der Kommunisten, und ihrer Sterilisierung auf Befehl Stalins. Es folgt eine Darstellung des Bildes, das sich die Nationalsozialisten von den Russen machten, eine kurze Uebersicht über die Beziehungen zwischen Berlin und Moskau im Zweiten Weltkrieg und schliesslich ein von der Gegenwart aus gesehener Ausblick auf die wahrscheinlich zu erwartenden Entwicklungen.

Laqueur nennt an einer Stelle seine Arbeit eine „Studie der Missverständnisse“. Die Ursachen hierfür bleiben aber unklar. Der nationalsozialistische Diktator war ja nicht der erste, der sich über die Widerstandskraft Russlands getäuscht hat. Die „grande armée“ Napoleons, die so unbesieglich schien, musste ebenfalls vor den unermesslichen Landstrecken, der Ausdauer und der Bedürfnislosigkeit des russischen Soldaten die Flagge streichen. Und das Nazi-Regime hat sich ja nicht nur über Russland getäuscht. Die Einschätzung der Welt ausserhalb Deutschlands durch seine führenden Männer war lükenhaft und falsch gefärbt.

Aber auch der von Russland gepredigte Marxismus liefert nicht die ungefärbten Brillen, mit denen man Dinge und Verhältnisse realistisch sehen kann. Das scheint Laqueur klar erfasst zu haben, weil er sich ja gerade mit der „Attitude“ der Völker befasst, mit der nicht messbaren und doch so wirksamen Vorstellung, die ein Volk vom anderen oder eine regierende Schicht von der anderen hat.

In seiner Vorrede spricht der Verfasser davon, dass die Zeit gekommen ist, die Ereignisse der letzten Jahrzehnte darzustellen, solange noch Menschen existieren,

für die Hitler und Stalin — und man möchte hinzufügen: die anderen Gestalten aus der Zeit der grossen Weltkatastrophe — noch lebendige Eindrücke sind. Er ist sich dessen bewusst, dass für die junge Generation diese Männer nicht mehr die emotionelle Beschwerung besitzen wie für die Älteren, die den Krieg mit all seinen Folgen miterlebt haben. Das Bewusstsein dieses Unterschiedes zwischen den Generationen scheint Laqueur ebenso in die Archive zu Studien zu treiben wie sein historisches Interesse zu erwecken Gerade für die Generation, die den Krieg miterlebt und versucht hat, seine Ursachen und Hintergründe zu verstehen, bringt er in diesem Buch aber wenig grundsätzlich Neues. Wir wissen alle von der gegenseitigen Beeinflussung zwischen Russland und Deutschland, für uns ist die Geschichte der Pogrome in Russland ebensowenig neu wie die Wanderung der „Protokolle der Weisen von Zion“. Darüber kann auch die ungewöhnlich reichhaltige Bibliographie nicht hinwegtäuschen, die Laqueur als der gründliche und fleissige Forscher, der er ist, seinem Buch beigegeben hat. Dabei ist anzumerken, dass diese Bibliographie viel unpubliziertes und vermutlich sehr interessantes Material umfasst.

Walter Laqueur schliesst sein Buch mit einer vorsichtig optimistischen Note, die auf eine Besserung der Beziehungen zwischen Russland und Deutschland hindeutet. Sein Optimismus stützt sich, wie die Ansicht der meisten „Kremlinologen“, auf die liberalisierende Tendenz, die seit dem Sturz Stalins in Russland zu bemerken ist. Er mag recht haben. Die Argumente hierfür sind jedoch kaum in seiner historischen Darstellung zu finden, sondern als eine aktuelle Betrachtung angehängt. Das Buch ist all denen zu emp-

**Für Ihre
Auslandsreise**

UNSERE BEWAHRTE
KOMBINIERTE
LLOYD'S
VERSICHERUNGS-POLICE

Gepäckversicherung, Reise-Unfall,
Arzt- und medizinische Behandlungskosten (nicht beschränkt auf Krankenhauskosten).

Einzelheiten durch Ihren Versicherungsagenten, Ihr Reisebüro oder

MIRAH
INSURANCE SERVICE
Truus Kleinweg

TEL-AVIV:
27 Rothschild Blvd. Tel. 623491

HAIFA:
37 Haazmauthstr. Tel. 64773
68889

JERUSALEM:
Feuchtwanger Bank Building
Tel. 25675

fehlen, die an den Randgebieten der Geschichte des letzten Jahrhunderts interessiert sind, und den Jüngeren, die sie wirklich studieren wollen. GE. LU.

PASTERNAKS NACHLASS

Olga Iwinskaja, Pasternaks Vorbild für die Gestalt der Lara in seinem „Dr. Schiwago“, lebt seit mehr als einem halben Jahr wieder in Moskau. Sie war bekanntlich Erbin seines literarischen Nachlasses und verbrachte vier Jahre in einem Strafager. Der Grund ihrer Verurteilung nach dem Tode ihres Freundes, der sich in seiner letzten Lebenszeit bereits schwere Sorgen um Olga (und ihre Tochter) gemacht hatte, waren angebliche Vergehen gegen die sowjetischen Devisengesetze, da sie aus Pasternaks Honoraren in westlichen Ländern Beträge angenommen hatte, deren Verwertung gegen diese Gesetze versties. Nunmehr darf sie mit Zustimmung des sowjetischen Schriftstellerverbandes wiederum als literarische Übersetzerin arbeiten. Über das Schicksal ihrer Tochter wird in diesem Zusammenhang nichts berichtet. Auch die Frage der Verwertung des literarischen Nachlasses Pasternaks ist noch nicht geklärt. Im Nachlass befindet sich ein unvollendet gebliebenes Drama „Die blinde Schönheit“, ein stark allegorisches Stück. Das durch einen Unfall erblindete im Mittelpunkt des Stückes stehende Mädchen soll nach Pasternaks eigener Interpretation das Schicksal Russlands versinnbildlichen.

In der russischen Öffentlichkeit hat die Agitation gegen Pasternak ein Ende genommen. „Dr. Schiwago“, für den er den Nobelpreis bekommen hat, ist zwar bisher in

Sowjetrussland nicht publiziert worden. Aber in der Jubiläumsumnummer anlässlich des 40jährigen Bestehens der Moskauer Literaturzeitschrift „Nowyj Mir“, die Anfang d.J. erschien, sind Gedichte und Reportagen aus dem literarischen Nachlass Pasternaks veröffentlicht worden. Eine Ausgabe von Gedichten wurde zum fünfsten Todestage Pasternaks von einem Verlage in Leningrad vorbereitet.

Dies alles deutet darauf hin, dass sich in der Bewertung des grossen Dichters, dessen Lyrik wohl zu den Meisterleistungen der russischen und der Weltliteratur zu zählen ist, ein Umschwung vorbereitet. Chruschtschow soll, als er noch im Amte war, nach einer Lektüre des „Dr. Schiwago“ erstaunt die Frage gestellt haben, warum man um dieses Werk so viel Lärm gemacht habe. Damit könnte sich bewahr-

heiten, was am Grabe des Dichters von einem unbekanntem Arbeiter gesagt wurde, nachdem man den Schriftsteller Konstantin Paustowski, der sich stets zu ihm bekannt hatte, an der von ihm geplanten Grabrede verhindert hatte. Dieser Arbeiter rief aus: „Fahr wohl, verehrter Boris Leonidowitsch. Wir kennen nicht alle deine Werke, die du geschrieben hast. Aber der Tag kommt, wo wir sie kennenlernen werden. Das schwören wir dir in dieser Stunde...!“ Die Worte des Arbeiters wurden von dem Pfiff einer in der Nähe des Friedhofes vorbeifahrenden Elektrolokomotive unterbrochen. Es mag sein, dass die Stunde naht, in welcher der „Verräter“ und „Volksfeind“ von 1958 wieder in sein volles Recht als eine der grossen Gestalten der russischen Literatur unserer Zeit eingesetzt werden wird.

**Restitutions - Zahlungen
aus Deutschland**

werden bestens erledigt durch

ISRAEL DISCOUNT BANK LTD.

In den einleitenden Abschnitten seines Aufsatzes gibt der Verfasser eine historische Übersicht über die verschiedenen Stellungnahmen zur Abrüstungsfrage vom Beginn der politischen Existenz der Sowjetrepublik bis in die letzte Zeit. Die russischen Kommunisten erörtern das Problem hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt des „unvermeidlichen“ oder „vermeidbaren“ Krieges mit der kapitalistischen Welt. Lenins und Stalins wechselnde Gesichtspunkte, je nach den aktuellen Bedürfnissen, werden dargestellt, ebenso Chruschtschows Gesichtspunkt, dass friedlicher Wettbewerb das beste Mittel sei, die Interessen des Weltkommunismus zu fördern. Der Autor fährt dann fort:

„Welches waren auf diesem Hintergrund wechselnder Einstellungen die Hauptpunkte im chinesisch-russischen Disput über Frieden und Abrüstung? Die Hauptgebiete der Übereinstimmung zwischen der offiziellen Position der Chinesen und der Russen werden verdunkelt durch die gegenseitige Entstellung der Position, die jede Seite einnimmt. Aber es gibt acht Prinzipien oder Voraussetzungen, in denen Moskau und Peking offensichtlich übereinstimmen. Die Schlüsse jedoch, die beide ziehen, differieren scharf.“

1) DIE WICHTIGKEIT DES LENINISMUS

Moskau und Peking stimmen darin überein, dass „Leninismus“ die kommunistische Politik heute leiten sollte. Aber unter „Leninismus“ versteht Mao hauptsächlich Lenins Werke, die vor dem bolschewistischen Staatsstreich geschrieben wurden, während die Sowjet-Ideologen sich mehr auf die Ideen beziehen, die Lenin während der formativen Perioden der Neuen Ökonomischen Politik entwickelte. Und während Mao Lenins Ideen mechanisch und wörtlich auf die gegenwärtige Periode zu übertragen wünscht, deutet Moskau sie „schöpferisch“, bewusst der Veränderungen im „Gleichgewicht der Kräfte“ und in der militärischen Technologie.

2) DIE MORAL DER GEWALT

Peking und Moskau sind gleichermaßen der Überzeugung, dass manche Kriege „gerecht“ und andere „ungerecht“ sind. Die erste Kategorie schließt Verteidigungskriege zur Abwehr von Angriffen ein, Kriege nationaler Befreiung und Bürgerkriege „der Unterdrückten gegen die Unterdrückten“. Beide stimmen darüber überein, dass es die Pflicht aller Kommunisten ist, gerechte Kriege zu unterstützen und ungerechten Kriegen zu widerstehen (diejenigen, die von kapitalistischen Regierungen geführt werden). Einer Revolution ist zu helfen, sie kann aber nicht „exportiert“ werden: Moskau und Peking bestätigen, dass das Prinzip der Nichteinmischung in innere Angelegenheiten beachtet werden muss.

3) KONSEQUENZEN DER GEWALT

Zu dem moralischen Problem der Gewalt kommt die Frage der Zerstörung, die wahrscheinlich durch die Gewalt entsteht. Moskau ist der Meinung, dass der Atomkrieg für alle Länder katastrophal sein würde; dass die Atombombe keine Klassenunterschiede kennt. Peking gibt zu, dass nukleare Waf-

WALTER C. CLEMENS jr.

DER CHINESISCH-RUSSISCHE STREIT I

In einem interessanten, die Ideologie und die Praxis des Kommunismus beleuchtenden Artikel in „International Affairs“ (Aprilheft 1965), der vom Londoner Chatham House herausgegebenen Vierteljahresschrift, arbeitet der Verfasser die scharfen Differenzen heraus, die zwischen Sowjetrussland und dem kommunistischen China entstanden sind. Er exemplifiziert am Beispiel der Abrüstungsfrage die widerstrebenden Tendenzen der beiden kommunistischen Grossmächte. Seine Darlegungen konzentrieren sich in der Formulierung von acht Punkten, in deren Anerkennung beide kommunistische Richtungen zwar übereinstimmen, in deren Auslegung sie aber scharf differieren. Wir beschränken uns hier in der Hauptsache auf die Wiedergabe dieser Punkte und die Beurteilung, die der Verfasser ihnen zukommen lässt. Dr. Clemens ist Assistant Professor of Political Science and Research Associate am Center for International Studies, das beim Massachusetts Institute of Technology besteht. (Red.)

fen „beispiellos gefährlich“ sind. Aber die Chinesen weisen mutig darauf hin, dass nach Ausbruch des Atomkriegs eine neue und grosse Zivilisation aus der Asche des Imperialismus erstehen würde. Chinesische Redner machen sich lustig über den Sowjet-„Petischnismus“ hinsichtlich der Atombewaffnung und bestehen darauf, dass der Mensch — nicht die Technologie — der entscheidende Faktor der Geschichte ist. Dieser etwas unmarxistische Gesichtspunkt wird gestützt durch Hinweise auf Lenins Ausspruch (vom Jahre 1920 während des Bürgerkrieges), dass „Moral“ der entscheidende Faktor im Krieg ist. Aus offensichtlichen Gründen findet Peking weiteren Trost in Stalins Versicherung (während Moskau versuchte, Amerikas Atom-Monopol zu durchbrechen), dass Nuklear-Technik nicht entscheidend im Krieg ist. Die Chinesen beziehen sich auch positiv zu Stalins weiterer Bemerkung, dass die Imperialisten sich nicht lange ihres nuklearen Monopols erfreuen würden.

4) INNERE REVOLUTION

Der Triumph des Sozialismus ist für Moskau und Peking sowohl wünschenswert wie unvermeidlich in jedem Land der Welt, und beide geloben, den revolutionären Kräften in jeder Weise zu helfen. Obgleich sozialistische Regierungen Kompromisse schliessen und in friedlicher Ko-Existenz mit kapitalistischen Regierungen leben mögen, sollten die unterdrückten Massen innerhalb der kapitalistischen Staaten keine solchen Arrangements mit den herrschenden Klassen eingehen. Die Pflicht der Massen ist es, die kapitalistische Klasse zu überwältigen und die Diktatur des Proletariats zu errichten.

Aber Moskau differiert mit Peking über die Frage, ob die sozialistische Revolution durch gewaltlose Mittel erreicht werden kann. Moskau zitiert Lenin als Beweis dafür, dass ein Sozialist ein unbegrenztes Angebot an Mitteln in seinem Arsenal haben sollte. Er müsse Gewaltmittel gebrauchen, wenn die kapitalistische Klasse zur Gewalt greift, um sich zu verteidigen. Ein friedlicher Übergang zum Sozialismus aber habe grosse Vorteile, weil er eine „radikale Reorganisation des sozialen Lebens mit den mindesten Opfern von seiten der Arbeiter und bei minimaler Zerstörung der produktiven Kräfte der Gesellschaft“ erlaube. Peking gibt zu, dass friedliche Mittel vorzuziehen seien, argumentiert aber, dass der Übergang zum Sozialismus immer durch eine bewaffnete Erhebung erreicht werden muss, da die Kapitalisten stets ihre Kräfte gebrauchen werden, um ihre Herrschaft zu verteidigen.

5) NATIONALE BEFREIUNG

Moskau und Peking stimmen darin überein, dass nationale Befreiungskriege „unvermeidlich“ sind, weil die kolonialen Mächte ihre Herrschaft nicht friedlich abgeben werden. Moskau nimmt für sich in Anspruch, dass es seine Verpflichtungen, nationale Freiheitskriege „mit allen Mitteln“ zu unterstützen, erfüllt habe, und weist auf das Ausmass der Sowjet-Hilfe an Kuba, Vietnam, Ägypten und andere Staaten hin, die Waffen von Moskau erhalten haben. Aber Moskau scheint zu befürchten, dass solche Kriege sich erweitern können, und ist daher mehr als Peking damit beschäftigt, das Ausmass und die Intensität derartiger Konflikte zu begrenzen. Moskaus Zurückhaltung wird von den Chinesen lächerlich gemacht, die darauf hinweisen, dass bis jetzt keiner der nationalen Befreiungskriege seit 1945 einen allgemeinen Krieg, der die Grossmächte involviert hätte, nach sich gezogen hat. Solche Kriege sind für Peking eher eingeschlossen in die Hauptmittel, „Frieden“ zu erreichen. Der Schluss ist, dass Peking diese Kriege ermutigen würde, während Moskau ihnen bis jetzt nur begrenzte Unterstützung gegeben hat, wie in Algerien.

6) INTER-KAPITALISTISCHE KRIEGE

Moskau und Peking stimmen überein, dass solche Kriege immer noch möglich sind. Das Mass der Wahrscheinlichkeit aber wird diskutiert.

Lenins Theorie des „Imperialismus“ lieferte eine logische Basis dafür, die Unvermeidlichkeit des Krieges zwischen kapitalistischen Staaten zu erklären, aber nicht für den Krieg zwischen sozialistischen und kapitalistischen Staaten. Stalin bestätigte im Jahre 1953 die Unvermeidlichkeit interkapitalistischer Kriege. Es ist dieser Aspekt der kommunistischen Ideologie, den der post-Stalinsche ideologische Revisionismus direkt angreift, weil Lenin und Stalin keine klare Doktrin über die Möglichkeit von kapitalistisch-sozialistischen Kriegen hatten...

7) KAPITALISTISCHE-KOMMUNISTISCHE BEZIEHUNGEN

Moskau erklärt, dass Kriege zwischen kapitalistischen und kommunistischen Staaten „nicht fatalistisch unvermeidbar“ sind, und Peking konzediert, dass sie „verhindert“ werden können. Beide kommunistische Seiten sind sich einig, dass dies so ist, weil das Gleichgewicht der Kräfte sich zugunsten

des sozialistischen Lagers verschoben hat, und weil Atomwaffen beispielsweise zerstörerisch geworden sind. Die kapitalistischen Staaten sind immer noch von Natur aus aggressiv, aber sie wissen, dass sie, wenn sie einen Krieg anzetteln, in ihm zerstört würden. Während daher das kapitalistische Selbstinteresse Zurückhaltung diktiert, ist der „Kampf“ aller Völker, die für den Frieden sind, nötig, um die Imperialisten zu „zwingen“, dem Krieg zu entsagen. Trotz den Behauptungen von Moskaus Anhängern ist die chinesische Regierung, ebenso wie die Sowjet-Regierung gebunden, niemals die kapitalistischen Staaten anzugreifen oder zu versuchen, die Revolution dorthin zu exportieren.

Moskau folgert, dass, während die Gefahr kapitalistischer Angriffe fortbesteht, sozialistisch-kapitalistische Kriege ganz und gar verhindert werden können, selbst wenn der Sozialismus bis jetzt nicht im Weltmassstab triumphiert hat. Peking stimmt dieser Annahme zu, aber widerspricht ihr gleichzeitig mit Bezugnahme auf Lenins Reden während des Ersten Weltkrieges, wonach der Friede nur gesichert werden kann durch den Global-Sieg des Sozialismus und Beendigung des Klassenkampfes. Pekings Betonung der Wahrscheinlichkeit kapitalistisch-sozialistischer Kriege widersprechen chinesischen Versicherungen, dass lokale Kriege sich nicht ausweiten.

Die praktische Folgerung aus den vorstehenden Argumenten ergibt, dass die doktrinaire Begründung von Moskaus auswärtiger Politik weniger Nachdruck auf Gewalt legt als diejenige Pekings. Gewalt in der Sowjet-Auffassung ist unproduktiv und nicht notwendig; in der chinesischen Auffassung ist sie nützlich und wesentlich. Moskau betrachtet friedliche Ko-Existenz als die „höchste Form“ des Klassenkampfes; Peking betrachtet sie als ein Mittel der Politik, aber nicht als einziges. Die Chinesen scheinen tatsächlich zu fürchten, dass hauptsächlich Vertrauen auf friedliche Ko-Existenz falsche Illusionen bei den Massen hervorbringen könnte, und dass dies sich eventuell bei der Förderung der kommunistischen Sache als schädlich erweist. Deshalb erklärt Peking, friedliche Ko-Existenz sollte „niemals bezeichnet werden als der Hauptgehalt des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus, und noch weniger sollte angenommen werden, dass friedliche Ko-Existenz der Weg der Menschheit zum Sozialismus sei“.

8) ABRÜSTUNG ALS TAKTIK UND STRATEGIE

Moskau hat zugegeben, dass ein Verbot der Atomexplosions-Versuche und andere Massnahmen zur Abrüstung durch die kapitalistischen und die sozialistischen Länder angenommen werden können, dank dem Instinkt zum Überleben der Imperialisten und durch populären Druck. Weiterhin sind Vorschläge für allgemeine und vollständige Abrüstung nützlich als Agitationsmittel, um die Imperialisten „blosszustellen“ und ihre Vorbereitungen zum Krieg zu begrenzen.

Die weiteren Ausführungen des Autors schildern in Einzelheiten die verschiedene Interpretationen, die Lenins Äusserungen aus dem Ersten Weltkrieg in Moskau und Pekings Auseinandersetzungen erhalten. Zur Gegenwart sich wendend, schreibt er:

Frieden und Abrüstung als Diskussionspunkte

„Ein Schlüssel für die Bedeutung der chinesisch-russischen ideologischen Differenzen konnte in Pekings Antwort auf den Testbann-Vertrag vom Jahre 1963 gesehen werden. Sie folgte eng den Linien der Reaktion Moskaus im Jahre 1922 auf die Beschränkungen des Baues grosser Kriegsschiffe durch die Washingtoner Verträge. Peking beklagte sich, wie Moskau im Jahre 1922, dass es zu den Verhandlungen der Grossmächte nicht geladen war, und dass es unter einer Position allgemeiner militärischer Inferiorität leide. Es denunzierte die Waffenkontroll-Abmachungen als Schemata, den Status quo zugunsten der Grossmächte zu erhalten, wies darauf hin, welche militärischen Kräfte nicht in den Abmachungen enthalten waren (alles ausser grossen Kriegsschiffen im Jahr 1922, alles ausser gewissen nuklearen Versuchen im Jahr 1963), prophezeite, dass das Rüstungswettrennen u. die Kriegsgefahr sich vergrössern würden, machte Gegenvorschläge, die nur auf die Wirkung auf die Weltmeinung berechnet waren, nämlich allgemeine Abrüstung aller Typen von Waffen und eine wahre internationale Konferenz, um die Interessen aller Staaten zu reflektieren. Das Objekt im Jahre 1963 wie im Jahre 1922 war nicht Verhandlung, sondern politischer Druck.

ZWEI INTERPRETATIONEN

„Aber was ist es mit dem allgemeineren Disput zwischen den beiden kommunistischen Mächten hinsichtlich der Aussichten auf friedliche Ko-Existenz und den Grad der Gewalt, der zu gebrauchen ist, um den Kommunismus vorwärtszutreiben? Zwei extreme Interpretationen sind möglich. Die eine betont die augenscheinliche Bedeutung der Ideologie in der kommunistischen Politik; die zweite dreht diese Annahme um und bezeichnet den Wortkampf als ein Feigenblatt, um einen Machtkampf zu verdecken.

Der erste Gesichtspunkt argumentiert, dass die Diskussion über die korrekte Linie ein Beweis für den Ernst ist, den die kommunistische Führerschaft ihrer Doktrin beilegt. Wären die Ideen, um die es geht, nicht von wirklich grosser Bedeutung, so würden die kommunistischen Regierungen wohl nicht erlauben, dass blosser Wortschwall die Basis für den tiefen Riss innerhalb des Bündnisses bilden würde. Die gegenteilige Interpretation behauptet, dass Ideologie lediglich ein Instrument im Spiele der Machtpolitik ist... Die Gesellschaften der Sowjet-Union und Chinas befinden sich in verschiedenen Stadien der Entwicklung mit verschiedenen Notwendigkeiten und Ambitionen. Die ideologische Position Lenins und der gegenwärtigen chinesischen Führerschaft auf der einen Seite und die des Kremels seit 1953 auf der anderen Seite spiegeln die grundlegenden Ungewissheiten und Bedürfnisse ihrer Regimes. Die Sowjet-Antwort auf die Washingtoner Flottenkonferenz von 1922 und die chinesische Reaktion auf den Testbann-Vertrag von 1963, sind Beweise dafür. Dazu kommt, dass sich Maos Regierung — wie diejenige Lenins — unsicher fühlt; zeitweise unfähig, die Armees zu verpflegen, herkulischen Aufgaben des Aufbaus gegenübergestellt, gejagt von gegenrevolutionären Kräften an den Grenzen und ausgestossen aus der breiteren Gemeinschaft der Nationen. Chinas Probleme sind in mancher Beziehung akuter als die des Sowjet-

Regimes unter Lenin, hervorgerufen u. a. durch die Bevölkerungs-Explosion und die immer wiederkehrenden klimatischen Katastrophen.

Die moderne Sowjet-Gesellschaft besitzt, in scharfem Kontrast zu Lenins Zeit, ein Gefühl für ihren Erfolg, akzeptiert als eine führende und respektierte Grossmacht, in der Überzeugung, einen Lebensweg begründet zu haben, der sich stetig verbessert. Die einzige Möglichkeit, die diesen Prozess unterbrechen könnte, so fühlen die sowjetrussischen Führer, wäre ein neuer Krieg. Die Sowjetgesellschaft hat daher ein grösseres Interesse an internationaler Stabilität als an der Weltrevolution — eine Revolution, die rivalisierende „kommunistische“ Regimes bringen oder Gewalt auslösen könnte mit der Gefahr ihrer Erweiterung. Das wachsende Interesse der Sowjets an der Abrüstung gleicht anderen Tendenzen seit Stalins Tod. Diese Strömungen — obgleich durch manche Ausnahmen unterbrochen — bedeuten weniger Verlass auf Gewalt in der Innen- und Aussenpolitik der Sowjets,

grössere Versprechungen und verbesserte Lebenshaltung für die Sowjet-Völker, mit einiger Liberalisierung in Politik, Wirtschaft und Kultur...

Maos Regierung — ähnlich der Stalins zum Beginn der Fünf-Jahres-Pläne — vergrössert die Vorstellung feindlicher äusserer Kräfte, teilweise um grosse Opfer im Innern zu rechtfertigen. Der Kreml, im Gegenteil, scheint nunmehr zu fühlen, dass die einheimische Unterstützung am stärksten sein wird, wenn er die Möglichkeit der Koexistenz-Linie beweist. Beide, Moskau und Peking, suchen die Unterstützung anderer kommunistischer und Entwicklungsnationen, aber die chinesische Position mag besser darauf berechnet sein, um an die Revolutionäre in den unterentwickelten Ländern zu appellieren. Der Kreml mit seiner Mahnung zu Geduld und die Hoffnungen von Männern vereiteln, die begierig sind, schnell mit allen Mitteln vorwärts zu gehen um die nationale Unabhängigkeit und ein neues soziales System zu erreichen. Die Chinesen verbinden

geschickt die Russen mit dem Imperialismus des weissen Mannes und beuten die Verwundbarkeit der Sowjets zu Anklagen der Verbürgerlichung und des Konservatismus aus...

WIRD DIE CHINESISCHE POLITIK SICH MILDERN?

„Wird die chinesische Doktrin und Politik sich mildern, wie diejenige Moskaus es getan hat? Die Geschichte wiederholt sich nicht mechanisch, und die Zahl potentieller Variationen ist ungeheuer. ...Wenn wir schliesslich annehmen, dass China wie Russland mehr und mehr mit dem Tempo und der Richtung innerer und äusserer Veränderungen zufrieden sein wird, dann könnte Peking andere Fragen als „Krieg und Frieden“ gebrauchen, um die Position des Kremels unter den kommunistischen und Entwicklungsnationen in Frage zu stellen. Z. B. könnte das Modell von Chinas wirtschaftlicher Entwicklung stärker betont werden als Pekings Herausforderung an „Revisionismus“ und „paper tigers“, um auf Afrikaner, Asiaten und Südamerikaner zu wirken.“

BILD - BERICHTERSTATTUNG

Nicht nur die „Illustrierten“ bringen aktuelle Bilder, sondern auch die Tageszeitungen sind mehr und mehr dazu übergegangen, ihren Text durch Bilder zu beleben. Das ist an sich nicht zu beanstanden, ist es doch zweifellos interessant, einen Astronauten im freien Raum schwebend im Bilde zu sehen. Aber viel häufiger als solche Aufnahmen sind diejenigen des Grauens. Wir haben in den Blättern aus aller Welt, einschliesslich unserer eigenen Tageszeitungen, Aufnahmen von furchterlichen Szenen etwa aus dem Bürgerkrieg im Kongo gesehen oder in den letzten Wochen aus Vietnam. Die Bilder, die in den Zeitungen erscheinen, zeigen Torturen von Gefangenen, Erschiessungen, den Blick eines Menschen unmittelbar vor seinem Tode, und man fragt sich, wie der Photograph, der bei dem Ereignis anwesend war, es fertig bringen konnte, die Fürchterlichkeit menschlichen Leidens und unmenschlicher Brutalität aufzunehmen, ohne selbst davon auf das Tiefste erschüttert zu werden. Vielleicht ist es die Berufspflicht eines Presse-Photographen, bei solchen Szenen seinem Handwerk nachzugehen, selbst wenn er persönlich entsetzt und ergriffen ist. Aber was veranlasst die Redaktionen von seriösen Zeitungen, solche Bilder zu bringen? Wollen sie damit abschreckend wirken, oder appellieren sie etwa an die sadistischen Instinkte, die unter ihren Lesern zu finden sind?

Diese Fragen tauchen beim Anblick solcher Presse-Bilder auf. Sie wurden besonders akut, als wir in unseren eigenen Zeitungen die Aufnahmen von der Exekution eines Israeli in Damaskus sehen mussten, die letzten Augenblicke im Leben eines Mannes, der im Dienste unseres Staates gefallen ist. Hat man jedes Gefühl dafür verloren, was solche Bilder etwa denen bedeuten mussten, die dem Toten nahe standen? Wollten diejenigen, die der Presse solches Material zur Verfügung stellten, und die Redaktionen, die sich nicht weigerten, es zu bringen, damit Leidenschaft

zur objektiven Berichterstattung keine Schranken anlegen. Aber des Grauens in der Welt und der Kenntnis darüber gibt es genug, auch wenn man den gequälten Menschen und seine Feiniger nicht Tag für Tag vor das Auge geführt bekommt.

zur objektiven Berichterstattung keine Schranken anlegen. Aber des Grauens in der Welt und der Kenntnis darüber gibt es genug, auch wenn man den gequälten Menschen und seine Feiniger nicht Tag für Tag vor das Auge geführt bekommt.

—a.

PUBLIKATIONEN DES LEO BAECK INSTITUTS

Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Institut

Band 12:

HERBERT FREDEN

JÜDISCHES THEATER IN NAZIDEUTSCHLAND

Die Geschichte des jüdischen Kulturbundes, ein Kapitel
des geistigen Widerstandes der Juden in Deutschland

184 Seiten mit vier Tafeln

IL 19.50

GERMANIA JUDAICA

Band I

Von den ältesten Zeiten bis 1233

IL 32.20

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) VERLAG TUBINGEN

SCHLOMO RULF

STRÖME IM DÜRREN LAND

„Ein Selbstzeugnis, das Dokument des Herzens, eines beharrlichen Juden, auch das Dokument einer Zeit, aus der doch wenige so ungebrochen hervorgingen, dass sie weiterzugehen vermochten.“

304 Seiten

IL 17.50

DEUTSCHES JUDENTUM — AUFSTIEG UND KRISE

Gestalten, Ideen, Werke — Vierzehn Monographien
Herausgegeben von
Robert Weltsch

IL 15.—

Norman und Helen Bentwich's Erinnerungen

„Mandate Memories 1918-1948“ von Norman und Helen Bentwich (Hogarth Press, London, 1965) ist ein originelles, höchst interessantes und in vieler Hinsicht erfreuliches Buch. Die Tatsachen an sich, nämlich die Vorgänge in Palästina während der Mandatszeit, sind oft dargestellt worden — von jüdischer Seite, von Engländern, von arabischen Gelehrten und Politikern. Aber Professor Bentwich, der von 1920 bis 1931 in Palästina im Dienste der Regierung stand, und zwar als Generalstaatsanwalt, ein Posten, der eher dem eines Justizministers entsprach, hat einen neuen Zugang gefunden: Sein Buch ist der „subjektive Versuch, aus Tagebüchern, Briefen, zeitgenössischen Aufzeichnungen und dem schwindenden Gedächtnis eine persönliche Einschätzung der Hauptdarsteller eines Dramas aufzuspüren, eines Dramas, das manchmal in Komödie umschlug, manchmal in Tragödie, das aber eine vorgezeichnete Linie hatte, welche die meisten der Darsteller erst ganz gegen das Ende richtig sahen“.

Norman Bentwich hat diese selbstgestellte Aufgabe ingenieus gelöst, indem er fast jeder der von ihm leidenschaftslos erzählten Episoden, die mit der Exaktheit des Juristen und des Historikers dargestellt sind, einen Auszug aus Briefen seiner Frau Helen beifügt, in denen diese sehr lebendig von sozialen und politischen Begebenheiten an ihre Familie in England Bericht erstattet.

Zur Zeit der Besetzung Palästinas durch die englischen Truppen war Bentwich Oberst im englischen Heer. Er kommandierte ein ägyptisches Kameitreiter-Corps. Obwohl er 1918 abkommandiert wurde, um juristischer Berater der militärischen Administration des Landes zu werden, legte er die Uniform erst ab, als Sir Herbert Samuel als High Commissioner nach Palästina einzog und ihn zum Attorney General ernannte. Längere Zeit hindurch war er ausser Samuel der einzige Jude, der einen gehobenen Posten in der Verwaltung bekleidete.

Recht aufschlussreich ist, was der Autor gleich zu Anfang über T. E. Lawrence erzählt. Er hatte ihn schon 1913 kennen gelernt, als beide in Ägypten dienten; bereits damals fand er ihn geradezu „philozionistisch“ gesinnt.

Vor grossem Interesse sind auch die Ausführungen über die Grenzen des jüdischen Nationalheims. Sogar Colonel Meinertzhagen, ein leidenschaftlicher Freund der Zionisten, riet zu der östlichen Grenze, wie sie dann wirklich gezogen wurde: Kinereth-See — Jordan — Totes Meer.

Aus den Kapiteln über die Zeit der militärischen Administration durch Allenby (1918 — Juni 1920) sei ein sehr interessanter Brief von Helen Bentwich hervorgehoben, in dem sie erzählt, wie sie mit einigen jungen Mädchen und einer guten Gartenbaulehrerin verwahrloste Bauplätze in Jerusalem mit Gemüsen bebaute und unter anderem erstmalig in Jerusalem Kartoffeln zog. Den damaligen Mufti Kemal, einen Vetter seines berühmtesten Nachfolgers, Haj Amin, erklärte sie für einen der nettesten Menschen in Palästina. Aber schon damals spürte sie den Antagonismus zwischen Arabern und Juden sehr stark.

Noch eine Bemerkung, die ein junger englischer Offizier Mrs. H. Bentwich gegenüber zu dieser Zeit machte, sei wiedergegeben, weil sie

recht charakteristisch ist. Er sagte zu ihr — und seine ungeheure Naivität geht auch aus der Tatsache hervor, dass er sie Helen Bentwich gegenüber machte: „Die Juden sind so klug, und die Araber sind so dumm und kindisch, dass es schon der Sportgeist erfordert, für die Araber zu sein.“ Mrs. Bentwich kommentiert: „Sportgeist! An den riesigen Zahlenunterschied denken diese Leute nicht. Ob wohl der durchschnittliche gebildete Engländer je diese Liebesaffäre mit den Arabern überwinden wird!“

In den Kapiteln über die Periode Herbert Samuels zollen sowohl Professor Bentwich wie seine Gattin den grossen Qualitäten des High Commissioner ihren Respekt, namentlich seinem Organisationstalent und seinem grossen persönlichen Mut. Der Verfasser spricht auch in diesen Kapiteln — und nur in diesen — von den schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, die das Mandat für England mit sich brachte, nicht zuletzt durch die in grellestem Scheinwerferlicht geführten öffentlichen Diskussionen, die auf beiden Seiten — den Zionisten, besonders in Amerika, und den arabischen Politikern — ungerecht und taktlos waren. In späteren Kapiteln spricht Bentwich mit Bewunderung und Wehmut von Plumer und Wachope, scheut sich aber nicht, über die anderen Oberkommissare des Landes recht deutlich die Wahrheit zu sagen, wobei auch die Regierung in London und namentlich Ernest Bevin schieft wegkommen.

Kurz bevor auf Bentwich ein Attentat verübt wurde, hatte Mrs.

Bentwich Gelegenheit, die Stimmung an sich selbst zu fühlen. Es war 1929 zur Zeit der damaligen schweren Unruhen. Sie spielte im britischen Klub Tennis, jedesmal, wenn sie einen Fehler machte, klatschten einige der Anwesenden. Von da ab blieb sie natürlich weg, aber es war eine bittere Lehre.

Dann kam das Attentat auf den „jüdischen Staatsanwalt“; die englische Regierung wusste darauf keine bessere Antwort, als ihm den Posten als Oberrichter in Mauritius samt der Erhebung in den Adelsstand anzubieten! Bentwich lehnte ab und weigerte sich zurückzutreten. Er ging nach Genf, wo er als Staatsanwalt für die palästinensische Regierung mehr als ein Jahr lang zu tun hatte. Als das Ehepaar 1931 nach Jerusalem zurückkehrte, bot man Bentwich den Oberrichterposten in Zypern an, was von ihm ebenfalls abgelehnt wurde. Daraufhin rief man ihn nach London und erklärte ihm, er könne nicht nach Palästina als Oberstaatsanwalt zurückkehren. Schliesslich wurde er einfach pensioniert. — Norman Bentwich erhielt dann einen Lehrstuhl für Internationales Recht an der Hebräischen Universität, lebte zeitweise im Lande, zeitweise in London, unermüdlich mit seinen wissenschaftlichen, jüdisch-politischen und jüdisch-sozialen Aufgaben beschäftigt, wovon eine Reihe bedeutsamer Werke Zeugnis ablegt, von denen hier nur seine Autobiographie („My 77 Years“ — 1961) und sein Buch über die Hilfe für die jüdischen Flüchtlinge in Nazi-Deutschland („They Found Refuge“ — 1956) genannt seien. Auch seine Gattin ist durch ihre politisch-

soziale Tätigkeit weithin bekannt geworden. Sie war viele Jahre hindurch Vorsitzende des London County Council.

Bentwich verurteilt in seinem Erinnerungsbuch noch mehrmals die britische Palästina-Politik aufs schärfste, namentlich das Weissbuch von 1939 und die Haltung Bevins gegenüber der Anglo-Amerikanischen Kommission von 1945. Später sagt er von der britischen Haltung in den Vereinten Nationen und im Sicherheitsrat im Jahre 1948: „Grossbritannien war durchweg unfreundlich gegenüber Israel, und voreingenommen zugunsten Jordans und Ägyptens. Es lieferte den benachbarten arabischen Staaten Waffen, während es das strengste Embargo gegen Waffeneinfuhr nach Palästina durchsetzte. Das Auswärtige Amt fuhr lange nach Erklärung der Errichtung des Staates fort, seine Klagen an die jüdischen Behörden in Tel-Aviv zu adressieren statt an die verantwortlichen israelischen Regierungsstellen... Der letzte feindliche Akt des früheren Mandatars war die Ueberfliegung israelischen Luftraums durch fünf Spitfires der RAF im Negev, die von israelischen Kampfflugzeugen abgeschossen wurden.“

Die letzten Kapitel klingen versöhnlich aus, aber sie sind voll Wehmut. Namentlich in Helen Bentwich's letztem Brief klingt dies an: „Trotz meiner tiefen Bewunderung für das, was Israel erreicht hat, überkommt mich Trauer, wenn ich an das Jerusalem von einst denke, und an die Hoffnung, die ich damals für ein friedliches und geeintes Palästina hegte. Wenn ich Dein vergessene, Jerusalem, verdorre meine Rechte...“

PAULA ARNOLD

Literatur über den Mittleren Osten

Eine Reihe von Publikationen über den Mittleren Osten und in diesem Rahmen auch über die Probleme des Staates Israel verdient einen Hinweis. Das bekannte Buch von George E. Kirk „A Short History of the Middle East — From the Rise of Islam to Modern Times“ liegt in 6. Auflage als Paperback vor (University Paperbooks — Methuen, London, 1964). Kirk gibt eine kurz gefasste, sehr übersichtliche Einführung in die Geschichte unseres Weltbezirkes, wobei der Nachdruck auf das Eindringen des westlichen Imperialismus und auf die sich daraus ergebenden inneren Entwicklungen und äusseren Konflikte im Mittleren Osten gelegt wird. In der neuen Ausgabe ist die Erzählung bis nahe an die Gegenwart herangeführt worden. Der Autor ist in der Palästinafrage ein bekannter Kritiker der jüdischen Position, aber seine Darstellung, die im Prinzip dem arabischen Standpunkt zuneigt, ist für uns von Interesse zu lesen.

Unmittelbar mit dieser Problematik befasst sich eine Broschüre, die vor kurzem in London erschienen ist. Morris Gershlück schreibt über „Erskine Childers and Israel“ (Narod Press, London). Childers ist einer der schärfsten englischen Kritiker des Zionismus und der englischen bzw. westlichen Politik, soweit diese zionistische Ziele unterstützt hat oder unterstützt. Gershlück unternimmt es in seiner Broschüre, die Arbeiten Childers zu analysieren und vor allem die von ihm in Büchern und Aufsätzen gebrachten Zitate auf ihre Richtigkeit hin zu untersuchen. Dabei geht er allerdings ein wenig weit. So hat Childers u.a. — zuletzt in einem von

Gershlück noch nicht erwähnten Aufsatz in der Zeitschrift „Journal of International Affairs“ (1965, Nr. 1), die von der Columbia University herausgegeben wird — auf eine Bemerkung in Herzls Tagebüchern hingewiesen, die der englische Antizionist, von dem der Autor der Broschüre übrigens behauptet, er stamme von Juden ab, als eine frühe Andeutung für die Pläne der Zionisten zur Vertreibung der arabischen Bevölkerung bezeichnet. In der Tat schrieb Herzl in seinen Tagebüchern am 12. Juni 1895 den Satz: „Die arme Bevölkerung trachten wir unbemerkt über die Grenze zu schaffen, indem wir ihr in den Durchzugsländern Arbeit verschaffen, aber in unserem eigenen Lande jederlei Arbeit verweigern.“ Man mag die Bedeutung dieses Gedankensplitters betrachten, wie man will, aber es geht nicht an, wie es Gershlück versucht, Herzl sozusagen als relativ unwichtig im Vergleich mit Persönlichkeiten wie Hess und Pinsker beiseite zu schieben. Das gilt überhaupt für den Tenor dieser ganzen Broschüre, die wohl auf niemand anderen Eindruck machen kann als auf denjenigen, der von vornherein davon überzeugt ist, die Linie der zionistischen Politik sei in allen ihren Einzelheiten stets richtig gewesen. Die Wirkung gerade gegen eine von sachlichem, wenn auch nicht unbedingt objektivem Material unterbaute antizionistische Haltung, wie es diejenige von Erskine Childers darstellt, dürfte bei dem in Frage kommenden Leserkreis nur minimal sein.

Wir verlassen diese polemische Sphäre bei der Betrachtung eines anderen Buches, das in dritter Auflage im vergangenen Jahre er-

schiene ist. Sir Reader Bullard, ein englischer Diplomat und zeitweise Botschafter in Teheran, veröffentlichte erneut sein Buch „Britain and the Middle East from Earliest Time to 1963“ (Hutchinson University Library, London, 1964). Das Buch gibt unter dem speziellen Gesichtspunkt der Rolle Englands in diesem Teil der Welt eine geschichtliche Darstellung von grosser Lebendigkeit. Ein gelehrter Diplomat beschreibt den Ablauf der Vorgänge durch die Jahrhunderte, wobei es bemerkenswert ist, wie sehr bei aller Vertretung des englischen Standpunktes es dem Autor gelingt, objektiv zu bleiben. Das gilt auch

(Schluss S. 7)

Redaktion: Tel-Aviv, Rambamstr. 15, POB 1480, Tel. 614411. Anzeigen-Annahme: Ettlinger's Advertising, Tel-Aviv, 70, Allenby Rd., Tel. 613344. Anzeigen-Annahme in Jerusalem: H. Sturmman, Tel. 33435. Herausgeber: Bitan Ltd., Tel-Aviv, Rambamstr. 15. Verantwortlich: Dr. H. Tramer, Tel-Aviv. Registriert als Zeitung beim Hauptpostamt Jerusalem. Druck: Blumenthal's Printing Press, Tel-Aviv.

REISEN

nach allen Ländern der Welt

Zuverlässige Beratung, Auskünfte und prompte Erledigung aller Formalitäten

durch

Dr. HURWITZ Ltd.

Travel Agency

Tel-Aviv, Yehuda Halevi Str. 43
Tel. 621351

Bruno Schönlanck / Sozialist und Arbeiter-Dichter

Es war am Anfang der zwanziger Jahre in Berlin. Bruno Schönlanck war noch jung, und ich war noch jünger. Zusammen mit ein paar anderen Kollegen warteten wir, meist ziemlich ungeduldig, Tag um Tag im Vorzimmer des allgewaltigen Lokalredakteurs des „Vorwärts“, Fritz Karstaedt, auf journalistische Aufträge, die er an seinen Mitarbeiterstab zu vergeben pflegte — vom lokalreporterischen „Idealfall“ eines Mordes bis zur Besprechung eines Ausstellung von Kleinviehzüchtern.

Bruno Schönlanck — dessen Tod im Alter von 73 Jahren kürzlich gemeldet wurde — gab den Reporterberuf nach einer Weile auf. Seinen früheren literarischen Erfolgen als Lyriker und Erzähler von Grosstadtmärchen hatten sich inzwischen weitere als Feuilletonist hinzugesellt; die sozialdemokratische Presse schätzte seine Arbeiten und sicherte ihm so allmählich ein bescheidenes Einkommen — mehr hat er nie verlangt.

Nach den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft sollten sich unsere Wege jahrzehntelang nicht mehr begegnen. Spät erst erfuhr ich, dass Schönlanck in Zürich Zuflucht gefunden hatte. Als ich im vergangenen September in die Schweiz kam, rief ich ihn an. Er schien erfreut, eine Stimme aus der Zeit von vor 1933 zu hören. Gesundheitlich fühlte er sich nicht

ganz wohl, bestand aber darauf, dass meine Frau und ich am folgenden Tag „zu einer Tasse Kaffee“ kommen sollten; seine Gattin intensivierte noch die Herzlichkeit der Einladung.

Wir hatten Schönlanck beim Studium einer russischen Grammatik angetroffen. Er hat einiges aus dem Russischen übersetzt, sogar etwas von Tolstoi; nun, vertraute er uns an, sei es sein grösster Wunsch, Russisch vollendet sprechen zu können und nicht nur zu lesen — nicht aus irgendwelchen politischen Sympathien, sondern aus Liebe zur Musik dieser Sprache.

Ich erkundigte mich nach seiner eigenen Produktion der letzten Jahre. Er lehnte bescheiden ab, allerdings auch mit einem gewissen Unterton der Verbitterung; keiner frage mehr nach ihm; die neue Richtung in der SPD wolle von ihm nichts wissen; nur noch gelegentlich veröffentlichte er rein journalistische Berichte aus der Schweiz im sozialdemokratischen Parteiblatt in Hannover. Seine Frau jedoch brachte uns verschiedene Buchveröffentlichungen aus den letzten Jahrzehnten, darunter auch ein reizendes Kinderbuch, aber kaum liess er zu, dass wir es uns ansahen. Schliesslich, als wir nach einer anderen Veröffentlichung griffen, brummte er: „Naja, das da ist vielleicht ganz gut...“, und fügte hinzu: „Das könnt'se behalten.“

Es war wohl kein Zufall, dass er als Gastgeschenk eine Sammlung seiner „Sprechchöre und Kantaten“ gewährt hatte. Sie trägt den Titel „Fiebernde Zeit“ und ist 1935 in Zürich erschienen. Diese spezielle Gattung der literarischen Produktion gepflegt zu haben, betrachtete Schönlanck als sein wesentlichstes Verdienst um die sozialistische Sache, um die es ihm ging. „Brachte die Arbeit“, heisst es im Vorwort zu der Sammlung, „auch keinen wirtschaftlichen Erfolg, so blieb mir doch die Genugtuung, der Bahnbrecher einer neuen Bewegung zu sein, die die Masse selber zum Verkünder ihrer Sehnsucht, ihres Kampferlangens, aber auch ihrer Niedergeschlagenheit machte.“

Der erste Sprechchor dieser Art war „Die Erlösung“ — ein Werk, das, 1919 im Grossen Schauspielhaus in Berlin unter Mitwirkung von Tilla Durieux zum ersten Mal aufgeführt, ausserordentlichen Erfolg erzielte. In den späteren Chören schien ihm das gesprochene Wort nicht mehr auszureichen; es kamen noch die Bewegungen hinzu — beispielsweise in dem Sprech- und Bewegungsschorwerk „Der gespaltene Mensch“, der Schönlancks dichterischer Protest gegen die Rationalisierung in den Betrieben war oder vielmehr gegen den Glauben an die Rationalisierung als Befreier von der Versklavung des Menschen durch die Maschine.

Durch den kombinierten Sprech- und Bewegungsschor hatte das Schaffen Schönlancks auch einen gewissen Einfluss auf das moderne Drama seiner Zeit, die im wesentlichen die Zeit der Weimarer Republik, für ihn auch die Zeit einer starken sozialistischen Hoffnung war. Schönlanck, voll Vertrauens in die revolutionäre Kraft und Einheit der deutschen Arbeiterschaft, war wohl mehr gefühlmässig als intellektuell Marxist; sein Sozialismus wurzelte vor allem in seiner ethischen Grundhaltung. Genauso stand es mit seinem Pazifismus. Daher zogen ihn Persönlichkeiten wie Gustav Landauer oder Kurt Eisner bedeutend mehr an als die nüt-

ternen Mitglieder des sozialdemokratischen Parteivorstandes in der Lindenstrasse, wo die offizielle sozialdemokratische Politik gemacht wurde. Die führenden SPD-Männer hatten aber doch eine Schwäche für ihn, nicht zuletzt auch, weil er der Sohn eines bedeutenden sozialistischen Führers war.

Schönlancks Vater war jüdischer Herkunft, wenn auch wohl kaum jüdischen Religionsbekenntnisses, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter und der erste Chefredakteur der 1894 gegründeten „Leipziger Volkszeitung“ — einer der besten Polemiker, den die deutsche Arbeiterpresse jemals hatte. Die jüdische Abstammung des Sohnes Schönlanck sollte später den Hass Göbbels' gegen den sozialistischen Autor und Propagandisten noch verstärken; schon zu Beginn des Dritten Reiches erklärte er in einer seiner Reden: „Dichter wie Heine und Schönlanck werden im deutschen Rundfunk nicht mehr zu Worte kommen.“

Als Jüngling hatte Schönlanck lange Zeit gebraucht, um seinen Beruf zu finden. Er lernte Landwirtschaft in einer Fachschule bei Erfurt, war Handwerksbursche, Fabrikarbeiter, Kontorist, Laborant in einer chemischen Firma, Buchhandlungsgehilfe. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, weilte er gerade in Frankreich. Er kehrte über die Schweiz nach Deutschland zurück, führte eine Friedensdemonstration an, was ihn erst in Haft, bald darauf in die Armee und an die Front brachte. Kein Wunder, dass ihn auch die „Erziehung vor Verdum“ nicht zum Kriegsanhänger machte.

1917 und 1919 erschienen seine ersten lyrischen Versuche, denen die Fanfaren seiner sozialistischen Appelle im Sprechchor folgten. Das war ein ganz neuer Ton in der Arbeiterdichtung, der weit über die Partei hinaus gehört wurde. Zwischendurch schrieb er entzückende Verse für Kinder und die ersten wirklichen Grosstadtmärchen. In diesem für ihn typischen Zweiklang von Kampfdichtung und zartester Lyrik erinnerte er oft an den jun-

gen Ernst Toller — obschon es ihn weniger als diesen zur politischen Aktivität und — in der Dichtung — nicht zur Bühne drängte. Er erreichte auch niemals Tollers Ruhm.

Paul Cassirer wurde sein erster Verleger. Ich bewahre einen reizenden Band von Kindergedichten von ihm aus der Cassirer-Zeit: „Sonntages Land“, 1920 erschienen; bemerkenswert ist nicht nur die Schönheit der Verse, sondern auch der raffinierte, im Grunde inkongruente Sirich des Illustrators, den der Verleger als Einbandzeichner und Textbegleiter gewählt hatte, ohne ihn besonders zu protegieren; ganz klein steht auf der letzten Seite: „Die Zeichnungen für Text und Einband sind von George Grosz.“ Im Jahrbuch des Verlags Paul Cassirer „Unser Weg“ (1920) ist Schönlanck mit einem Beitrag vertreten.

Auch im Roman hat sich Schönlanck versucht. Einen gewissen Erfolg hatte „Agnes“, die Lebens- und Kampfgeschichte einer Arbeiterin, aber es scheint, dass sein sprachliches Können hier gehemmt wurde durch seinen Wunsch, populär und gemeinverständlich zu sein. Dabei ist das 1929 im „Bücherkreis“ in Berlin erschienene Buch thematisch von grösstem Interesse und voller Spannungsmöglichkeiten, denn es spielt zur Zeit des Sozialistengesetzes Bismarcks und der heroischen Kampfjahre der deutschen Arbeiterbewegung — ein Thema, das in der Belletristik kaum jemals adäquate Behandlung gefunden hat.

Schönlanck hat für „Agnes“ gründliche Geschichts- und Milieustudien getrieben. Seine gute Kenntnis Berlins — wo er 1893 geboren wurde, seine früheste Jugend und die Jahre von 1919 bis 1933 verbrachte — kam ihm dabei zustatten, ebenso die Vertrautheit mit dem Arbeitermilieu, mit dem er sich vollkommen identifiziert.

Bei unserem letzten Gespräch sprach er von Plänen für eine Reise nach Israel, zusammen mit seiner Tochter, die im internationalen Arbeitsamt in Genf tätig ist.

ERICH GOTTFETREU

Literatur über den Mittleren Osten

(Schluss von S. 6)

für die Abschnitte, die sich mit Palästina und Israel beschäftigen. Das Buch, das bis zu den Ereignissen des Jahres 1963 führt, kann in vieler Hinsicht als ein knapp gefasstes Handbuch für die Kenntnis der Vorgänge vor allem in der Periode seit dem Beginn des Ersten Weltkrieges betrachtet werden.

Schliesslich liegt die neue dritte Auflage des grundlegenden Werkes von George Lenczowski „The Middle East in World Affairs“ (Cornell University Press, Ithaca, New York, 1962/1964) vor. Es ist in allen seinen Abschnitten gegenüber der ersten im Jahre 1952 erschienenen Auflage auf den Stand des Jahres 1962 gebracht worden. Gewiss haben sich seitdem wiederum zahlreiche Veränderungen vollzogen, aber die Darstellung des allgemeinen Hintergrundes wie der politischen, wirtschaftlichen und sonstigen Entwicklungen in den einzelnen Staaten, von der Türkei und Afghanistan bis Ägypten und Jemen, ist ein Werk echter wissenschaftlicher Bemühung, wobei der Autor die Fähigkeit hat, selbst trockene Gegenstände, wie etwa wirtschaftliche Tatbestände, in sehr plastischer Form darzustellen. Auch das uns besonders interessierende Kapitel über Israel ist entsprechend ergänzt; es ist mit grosser Objektivität geschrieben, ohne dennoch die wirklichen Probleme und Schwierigkeiten ausszer acht zu lassen, weder auf dem Gebiete der äusseren noch auf demjenigen der inneren Politik des Landes. Das Buch von Lenczowski ist für den Studenten der Probleme des Mittleren Osten ein nahezu unentbehrliches Hilfsmittel der Information über die allgemeinen Tendenzen, wie auch über einzelne Probleme und die ihnen zugrunde liegenden Tatsachen.

L.

Aus Literatur und Kunst

In Biedegg bei Thun ist am 4. Juni Professor Jonas Fränkel im Alter von 86 Jahren gestorben. Er wurde 1879 in Krakau geboren und studierte in Wien und Bern. Von 1905 bis 1908 war Fränkel in Berlin wissenschaftlich tätig; 1909 kam er als Privatdozent nach Bern und war von 1921 bis 1949 ausserordentlicher Professor für Literaturgeschichte an der dortigen Universität.

In seinem wissenschaftlichen Werke befasste sich Jonas Fränkel vor allem mit Goethe, Gottfried Keller und Carl Spitteler. Ausser durch seine eigenen Veröffentlichungen wurde er besonders als Herausgeber der Werke Spittelers und Gottfried Kellers bekannt. Der Kanton Bern verlieh ihm den Literaturpreis. Aus seiner Feder erschien im Bulletin des Leo Baeck Institut (1962, Nr. 18) eine Arbeit „Gottfried Keller und die Juden“.

★

Die „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ stellte in den Mittel-

punkt ihres Heftes 2/1964 Probleme der Kafka-Forschung. Malcolm Pasley und Klaus Wagenbach unternahmen den „Versuch einer Datierung sämtlicher Texte Franz Kafkas“, dem alle in der Bodleiana Library in Oxford aufbewahrten Manuskripte zugrunde liegen; nicht herangezogen werden die bei Max Brod liegenden Manuskripte sowie fast alle Vorlagen zu den bei Lebzeiten erschienenen Büchern; diese Manuskripte müssen als verloren gelten. Die Verfasser erinnern an den fragmentarischen Zustand des überlieferten Nachlasses. Dennoch lässt sich aus den erhaltenen Dokumenten ein unübersehbarer Hinweis auf die „stossweise“ Produktion Kafkas gewinnen. Jost Schillermeit behandelt das Thema „Welt im Werk Franz Kafkas“, in dessen Kern die Frage nach der Aufenthaltsmöglichkeit in der Welt steht, aus der man sich ausgeschlossen sieht. Winfried Kuzus untersucht „Erzählhaltung und Zeitverschiebung in Kafkas „Prozess“ und „Schloss““, John J. White interpretiert Kafkas „Urteil“, und Ingeborg Henel befasst sich mit dem Werk „Ein Hungerkünstler“.

A. W. DOROTH-DÜSTERWALD

Explosion von Bevoelkerung und Wissen

Im Zeitalter der Atombombe ist es nicht verwunderlich, dass man auch auf anderen Gebieten von Explosionen zu sprechen liebt. Wirtschaftspolitiker und Entwicklungsplaner beschäftigen sich mit der Möglichkeit einer „Explosion der Bevölkerung“: Die Befürchtung, dass die Zunahme der Versorgung, besonders mit Nahrungsmitteln, mit der raschen Vermehrung der Erdbevölkerung nicht Schritt halten könne, wird heute wieder ernst genommen als in den letzten hundert Jahren, in denen der Pessimismus eines Malthus endgültig überwunden zu sein schien.

Die Sorge, dass die Bevölkerungszunahme den Rahmen der Ernährungsmöglichkeiten sprengen könne, bezieht sich immerhin nur auf die Zukunft. Die „Explosion des Wissens“ aber ist schon Gegenwart. Auf allen Gebieten der reinen und angewandten Forschung hat sich der Umfang der Wissenschaft so vermehrt, dass er die Fassungskraft des einzelnen menschlichen Gehirns zu sprengen droht. Selbst der Spezialist hat es schwer, die ständig neu zutage geförderten Einzeltatsachen, Entdeckungen, Erfindungen, Theorien und Methoden seines Faches aufzunehmen, zu verarbeiten und sinnvoll zu ordnen.

Es besteht ein Zusammenhang zwischen den Tatsachen und Geisteshaltungen, die sich in den beiden Explosionswarnungen ausdrücken. Sie sind von akuter praktischer Bedeutung für Weltwirtschaft und Wirtschaftspolitik, insbesondere für das Verhältnis zwischen Industrie- und Entwicklungsländern.

Neu sind nicht eigentlich die Probleme, um die es hierbei geht: Von Ueberschichtung und Ueberspezialisierung hat man schon lange gesprochen. Das charakteristische Neue ist die Bezeichnung „Explosion“. Das starke Wort zeigt das vermehrte Unbehagen, die deutlichere Erkenntnis der akuten Gefahr. Ist diese Gefahr unabwendbar? — so müssen wir fragen.

*

In den ersten Stadien eines echten Entwicklungsprozesses haben schon viele Länder die Erfahrung machen müssen, dass der Lebensstandard trotz allen sozialen Refor-

men und trotz allen technischen Investitionen zeitweilig nicht steigt, sondern sogar sinkt. Gerade in primitiven Ländern gehören sanitäre Massnahmen zu den ersten Ansatzpunkten der Entwicklungsarbeit. Die Säuglingssterblichkeit fällt, die Lebenserwartung steigt, die Geburtenziffer bleibt zunächst unverändert, und die Bevölkerung vermehrt sich in beschleunigtem Tempo. Die Grundinvestitionen zur Steigerung der Produktion wirken sich erst allmählich aus, und die Einfuhrmöglichkeiten sind begrenzt. So kann es geschehen, dass zeitweilig pro Kopf weniger Güter, auch Nahrungsmittel, verfügbar sind als vor dem Beginn der Entwicklungshilfe. Massvollere Beobachter nennen diesen „toten Punkt“ nicht Bevölkerungs-Explosion, sondern „Bevölkerungs-Barriere“. Diese aber wird bei normalem Verlauf relativ bald überwunden, und die Lebensbedingungen fangen wirklich an, sich zu bessern.

Im Weltmassstab gesehen, wäre auch diese Barriere vermeidbar. In den letzten 25 Jahren hat sich die Erdbevölkerung um 40% vergrössert, die Agrarproduktion von Nahrungsmitteln dagegen ist um 70% und die Industrieproduktion noch weit mehr gestiegen.

*

Die Bevölkerungs-Barriere ist also keine universale Dauer-Erscheinung, sondern eine lokale Uebergangsercheinung. Die Bevölkerungsexplosion dagegen ist eine Gefahr, die nicht einzutreten braucht, wenn die Menschheit es nicht will. Die Geburtenkontrolle, die man etwa in Indien und Japan propagiert, ist nur ein Korrektiv von der Nachfrageseite her, und seine Wirksamkeit ist begrenzt. Erst wenn die Geburtenziffer stärker sinkt als die Sterblichkeit, verlangsamt sich das Wachstumstempo.

Es handelt sich in erster Linie um ein Verteilungsproblem, nicht um ein Produktionsproblem. Die Güter-Erzeugung kann und wird weiter steigen. Auf diesem Gebiet haben sich die Errungenschaften der Technik und der Wissenschaft voll ausgewirkt. In der internationalen Güterverteilung aber gibt es Schwierigkeiten. Die echten Ent-

wicklungsländer sind zwar in den letzten zwanzig Jahren erheblich vorangekommen, aber der Wohlstand der alten Industrieländer ist noch stärker gestiegen, und der internationale Abstand zwischen Arm und Reich ist nach Ansicht mancher Beobachter eher grösser als kleiner geworden.

Ein Veteran der Wirtschafts- und Agrarpolitik, Fritz Baade, glaubt, dass die Bevölkerungs-Barriere ein für allemal durchbrochen werden könnte, wenn noch in dieser Generation Entwicklungsinvestitionen im Umfang von 500 Milliarden Dollar aufgebracht würden; moderne Technik und Wirtschaftsplanung könnten damit für absehbare Zeit den Vorsprung der Produktion vor dem Bedarf sichern. Gemessen an dem gegenwärtigen Umfang der internationalen Kapitalbewegungen ist diese Summe nicht so phantastisch, wie sie klingt. Aber ein grosser Teil der verfügbaren Kapitalüberschüsse aus den entwickelten Staaten bevorzugt Anlagen in anderen reichen Ländern, die vielfach über diesen Zufluss gar nicht erfreut sind, da sie Ueberfremdung und Inflationsdruck befürchten. Und gerade die sterilste und missträusichste Anlageform, die öffentliche und private Goldhortung, gewinnt in Europa immer mehr an Boden.

Bei der Genfer Entwicklungskonferenz der Vereinten Nationen hat der Gouverneur der israelischen Staatsbank, David Horowitz, aufgezeigt, wie man durch geringfügige Zinsbeihilfen und Garantien der kapitalstarken Länder einen grösseren Teil des internationalen Kapitalstromes in erwünschtere Bahnen lenken könnte. Die zuständigen Gremien beraten darüber...

*

Milliarden werden ausgegeben, um die Menschheit in des Wortes wahrster Bedeutung nach Mond und Sternen greifen zu lassen. Milliarden fehlen, um einen „Klassenkampf im Weltmassstab“ zwischen den darbedenden und den übersättigten Teilen der Menschheit zu verhüten. Die Milliarden aber sind auch in der freien Welt weitgehend lenkbar durch die Politik der Staaten. Die leitenden Staatsmänner der entwickelten Länder unge-

ben sich mit „Brain-Trusts“, denen auch führende Köpfe der Wirtschafts- und Gesellschaftsforschung angehören. Aber auch auf diesen Gebieten hat sich zum mindesten eine Teilexplosion des Wissens ereignet. Eine stets wachsende Anzahl einzelner Tatbestände und Probleme der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung wird mit immer exakteren Methoden geklärt. Jedoch die Fähigkeit der Zusammenschau, das Verstehen historischer Zusammenhänge, örtlicher Besonderheiten, sozialpsychologischer Gegebenheiten droht dabei zu kurz zu kommen. Im Rausch der Wissensfülle, der Exaktheit und der Mechanisierung verwischt sich nur allzu leicht der Sinn für die Dringlichkeit der Werte und der Möglichkeiten.

*

Die präzedenzlose Dauerkonjunktur, deren sich die alten Industrieländer seit Ende des Zweiten Weltkrieges erfreuen, wird mit Recht als Triumph einer neuen, wissenschaftlich fundierten Wirtschafts- und Finanzpolitik angesehen. Aber ein Altmeister der Währungstheorie und Bankpraxis, Albert Hahn, hat kürzlich daran erinnert, dass selbst dieser lang anhaltenden Produktions- und Wohlstandssteigerung keine unbegrenzte Fortdauer garantiert ist. Die rechtzeitige Erschliessung neuer kaufkräftiger Märkte ist auch für die alten Wirtschaftsmächte eine Versicherung gegen Rückschläge in der Zukunft, und der Kapitalexpert, der heute nötig ist, um die Märkte von morgen zu schaffen, wirkt als Ventil gegen den Inflationsdruck, unter dem die industriellen Exportländer Europas gegenwärtig leiden.

Oft macht die Mentalität der jungen Staaten auch den besten Entwicklungsplanern das Leben reichlich schwer. Aber die für die Entwicklungsländer so gefährliche Krise des internationalen Zahlungsverkehrs, die sich besonders in den Goldverlusten der beiden weitoffenen Finanzzentren, England und die Vereinigten Staaten, äussert, ist nicht durch die Ansprüche der armen Länder ausgelöst worden, sondern durch nationalpolitische Ambitionen und wirtschaftliche Fehldispositionen der reichen.

Ein Rekordjahr für Marks & Spencer

Die jährlichen Geschäftsberichte des bedeutendsten Kaufhaus-Unternehmens in England, Marks & Spencer, lesen sich wie eine stete Serie von Erfolgen. Jedes Jahr bringt eine Steigerung des Umsatzes und des Gewinnes, eine Erweiterung des räumlichen Umfangs. So zeigt auch der Geschäftsbericht für das am 31. März 1965 schliessende Geschäftsjahr 1964/65 wiederum steigende Ziffern in allen Zweigen. Der Bericht spricht von einem Rekordjahr hinsichtlich des Umsatzes der Verkäufe und des Gewinns. Beispielsweise vergrösserte sich die Summe der Gesamtverkäufe um £ 18,297,000 — von £ 201,494,000 auf £ 219,791,000 —, und der Gesamtgewinn — ohne Steuern — stieg um £ 2,588,000 von £ 25,070,000 auf £ 27,658,000. In der allgemeinen Uebersicht wird betont, dass für die Firma das Problem der Qualitätskontrolle von äusserster Bedeutung sei. Die Erweiterung und Modernisierung der Ladenräume wurde in grösserem Ausmass als

in den letzten zehn Jahren vollzogen. Für die Jahre 1965/67 sind 12 neue Geschäfte vorgesehen. Auch die Nahrungsmittel-Abteilung hat sich weiter entwickelt. In dieser Branche stiegen die Umsätze auf über £ 50 Millionen. Der Bericht erwähnt die sorgfältige Zusammenarbeit zwischen der Firma und ihren Lieferanten landwirtschaftlicher Produkte, um die Qualität der Waren und die Güte der Verpackung zu heben.

Die Gehälter der Angestellten sind im letzten Jahr erheblich gesteigert worden, ein Extra-Bonus in Gestalt eines Vierwochen-Gehaltes geht an alle Angestellten, die mindestens zwei Jahre bei der Firma arbeiten. Die Fünftage-Arbeitswoche wurde eingeführt.

Der Bericht wird eingeleitet mit einer ausführlichen Ehrung des im letzten Dezember verstorbenen Lord Simon Marks, der 45 Jahre als Vorsitzender die Geschäfte der Firma leitete und sie zu der gegenwärtigen Blüte führte.

Jede Woche frei ins Haus

erhalten Sie unser



Jede Woche finden Sie in unserer Zeitung eine unparteiliche Stellungnahme zu den Fragen des israelischen Lebens, eine konzentrierte Darstellung der Weltereignisse. Wir bringen wichtige und interessante Meldungen in Wiedergutmachungsangelegenheiten, laufend Berichte über Theater, Musik und Kunst in der Welt und in Israel, eine ständige Information über kulturelle und soziale Fragen des In- und Auslandes.

Die Abonnementspreise betragen — im Inlande —:

für ein Jahr IL 20.—

für 1/2 Jahr IL 11.—

für 1/4 Jahr IL 6.—

Der Bezugspreis ist im Voraus zu entrichten.

BITAON PUBLISHING CO. LTD.
Tel-Aviv, Rambamstrasse 15
Telefon: 614411 P.O.B. 1480

VON GRIECHENLAND BIS BYZANZ

Neue Kunstbücher

Im Hirmer Verlag in München ist eine Reihe grosser Kunstbücher unter dem Titel „Mittelmeerland. Kunst und Kultur“ erschienen, von denen einige auch in anderen europäischen Sprachen publiziert wurden. Schon in dem ersten Bande dieser Reihe „Ägypten. Architektur, Plastik, Malerei in drei Jahrtausenden“, der bei uns in der englischen Ausgabe als Phaidon-Band bekannt geworden ist, zeigte sich die besondere Photo-Kunst von Max Hirmer, die Akzentuierung der Landschaft als Rahmen für Architektur und Freiplastik. Inzwischen ist dieses Buch ausser in Deutsch noch in fünf anderen Sprachen erschienen und gehört mit seinen Bildern und vor allem auch seinen Anmerkungen, die in allen diesen Bänden ganz besonders gut sind, wohl zu den besten Einführungen in die ägyptische Kunst.

GRIECHISCHE VASEN

Schon in dem Ägypten-Band sind neben Kunstwerken grossen Formats Werke der Kleinkunst reproduziert, die in Kunstbüchern besonders stark wirken, weil bei ihrer Wiedergabe die Reduzierung des Formats ganz oder zum Teil vermieden ist, die immer, besonders auch bei Farbbildern, den natürlichen Eindruck schmälert. Die Richtigkeit dieser Beobachtung zeigt ein anderer Band der Reihe, ästhetisch vielleicht der schönsten von allen: „Tausend Jahre griechischer Vasenkunst“. Hier gibt Hirmer in 281 einfarbigen und 52 mehrfarbigen grossen Bildern einen Überblick über dieses heute noch in weiten Kreisen weniger bekannte Gebiet griechischer Kunst (mit guter Einleitung und Anmerkungen aus der Feder des italienischen Kunsthistorikers P. E. Arias). Sehr zu Unrecht ist dieser Zweig griechischer Kunst bisher überwiegend eine Domäne der zünftigen Archäologen geblieben, während er von den Griechen selbst als grosse und individuelle Kunst betrachtet wurde. Handgefertigte Keramik gilt bei uns heute als Kunsthandwerk und wird nur selten vom Verfertiger signiert; bei den Griechen war aber Signierung die Regel, sodass Namen und Individualität ihrer keramischen Künstler für uns heute besser erkennbar ist als diejenige ihrer Maler und Bildhauer. Deren unsignierte Werke zu identifizieren ist heute, wenn überhaupt, häufig nur durch ihre Erwähnung in der antiken Literatur möglich. Während bei uns, zum mindesten seit der Renaissance, die Architekten, Maler und Bildhauer als Individuen hervortreten, war es bei den Griechen umgekehrt: Soweit überhaupt solche Kunstwerke im Original aus der Antike erhalten blieben, sind sie unsigniert, während die Keramik seit der grossen Zeit griechischer Kunst so persönlich ist, dass das erwähnte Buch in seinen Anmerkungen zu den Bildern nach Künstlernamen geordnet werden konnte. Selbstverständlich ist diese Darstellung der Persönlichkeiten griechischer Töpferkunst erst möglich geworden durch die wissenschaftliche archäologische und stilvergleichende Arbeit von Generationen bedeutender Gelehrter wie Furtwängler, Buschor, Beazley, Richter und Scheffold, um hier nur einige Namen zu nennen.

FRÜHCHRISTLICHE KUNST

Im Vergleich mit dieser Spitzenleistung der Buchherstellung enttäuscht der Band „Frühchristliche

Kunst. Die Kunst der Spätantike in West- und Ostrom“ (Text von W. F. Volbach). Zwar hat auch hier Max Hirmer wieder seine Meisterschaft in der photographischen Wiedergabe der Kunstwerke erwiesen. Die Einzelheiten der Architektur oder der Sarkophag-Plastik dieser Epoche sind beispiellos gut wiedergegeben; auch die Anmerkungen zu den einzelnen Bildern, insbesondere die Literaturhinweise, sind hervorragend. Das Buch ist aber in seiner Anlage lückenhaft; es fehlen wesentliche Werke frühchristlicher Kunst aus den Gebieten Ostroms. Dass Bilder aus dieser Zeit vom Katharinenkloster auf dem Berge Sinai (wo sie wegen der arabischen Herrschaft im Bilderstreit nicht zerstört wurden) nicht enthalten sind, mag mit der Tatsache zu erklären sein, dass sie erst in den allerletzten Jahren von amerikanischen Wissenschaftlern systematisch aufgenommen wurden. Warum aber sind von den wesentlichen spätantiken Manuskripten nur Bilder der dramatischen Rossano-Handschrift wiedergegeben, nicht aber der mehr epischen Wiener Genesis, ferner nichts vom Sinope-Fragment oder der Rabula-Handschrift? Weiter fehlen überhaupt Werke der Spätantike aus dem Orient, obwohl doch Ägypten und Syrien wie auch Kleinasien bis zur arabischen Eroberung zu Ostrom gehört haben, so dass die Spätantike Kunst dieser Länder, z.B. die älteste koptische Kunst Ägyptens, ferner die Wandbilder der Kirche von Dura-Europos in dem Buche hätten enthalten sein müssen. Der Gesamteindruck des

Werkes ist bei all seinen Vorzügen etwas monoton und einseitig durch die zu starke Betonung der Reliefplastik, besonders in ihren von der römisch-heidnischen Spätantike beeinflussten Schöpfungen.

BYZANZ

Wie sehr die stärkere Wiedergabe von Manuskript und Wandbildern die Lebendigkeit des Bandes über die Spätantike erhöht hätte, ersieht man aus dem letzten Buche dieser Reihe „Kunst aus Byzanz“. Die Bilder stammen ebenfalls von Max Hirmer, der Text von D. Talbot-Knie, dessen ausgezeichnete Bücher über „Beginn und Entwicklung christlicher Kunst“ und über „Byzantinische Kunst“ an dieser Stelle schon früher erwähnt wurden. Das neue Werk ist nicht eine historische Darstellung der byzantinischen Stillepoche, geordnet nach den verschiedenen Kunstzweigen, sondern gibt an hervorragenden Beispielen einen Ueberblick des Kunstschaffens der Stadt Byzanz durch mehr als 1000 Jahre von der Neugründung durch Kaiser Konstantin bis zu ihrer Eroberung durch die Türken. Vor allem auch wird die Ausstrahlung dieses Kunstschaffens ins Abendland dargestellt, durch Kauf und Schenkung der Werke im Frieden und durch Raub im Kriege. Insbesondere nach der Eroberung Konstantinopels beim Vierten Kreuzzuge kam es so zu einer entscheidenden Anregung der Kunst im Abendland.

Seit der Säkularisierung der modernen Türkei kommen in der Hagia Sophia und an anderen Stel-

len in Konstantinopel Wandgemälde wieder zum Vorschein, die die bildereiche Religion des Islam früher bei Umwandlung der Kirchen in Moscheen zwar nicht ganz zerstört, aber zum mindesten unter einer Putzschicht verborgen hatte. Die Bedeutung der spätbyzantinischen Malkunst wird uns erst heute so recht offenbar, besonders auch ihr Einfluss auf die italienische Proto- und Frührenaissance. Wir wussten zwar von dem dauernden Strom byzantinischer Künstler, die vor der türkischen Invasion ins Abendland flüchteten, wir lasen bei dem Historiker der italienischen Renaissance Vasari von der „Maniera byzantina“, die vor Giotto in der italienischen Kunst geherrscht hatte, erst jetzt kennen wir aber in den Originalen und aus guten Reproduktionen, wie in diesem Buche, die Werke der spätbyzantinischen Malkunst. Sie sind in psychologischer Dramatik ganz anders als die Bilder von Ravenna, die wir früher immer als die typische byzantinische Kunst betrachtet haben, obwohl manche Werke, vor allem spätbyzantinische Manuskriptbilder, uns einen anderen Eindruck hätten vermitteln können. Als das byzantinische Reich in den letzten 200 Jahren seines Bestehens politisch nur noch sehr wenig bedeutete und im wesentlichen nur aus der Hauptstadt und ihrer Umgebung bestand, übte es kulturell und auch in der Kunst noch den stärksten Einfluss aus, vor allem auch auf die Völker Russlands und der Balkanhalbinsel. Dieses Abklingen der byzantinischen Kunst ist in Anordnung und Text des Buches besonders eindringlich dargestellt.

HEINRICH STRAUSS

Brief an die Redaktion

SCHAWUOTH

Die Schawuoth-Betrachtung „Es geht um den Glauben“ von Kurt Loewenstein schliesst im letzten Absatz mit den Worten: „Schawuoth ist gewiss kein ‚blasses‘ Fest, kein Fest der Natur, sondern ein solches des Nachdenkens, vielleicht der ‚schwerste‘ Festtag im Laufe des jüdischen Jahres.“

Gewiss ist Schawuoth kein „blasses Fest“, blasser Fest gibt es überhaupt nicht im jüdischen Jahre, sondern jedes hat seine gewissermassen spezifische Farbe, aber es ist sachlich völlig unrichtig zu sagen, dass Schawuoth kein Fest der Natur sei. Primär ist das Schawuoth-Fest ein Erntedankfest, „Chag Habikurim“. Die Thora kennt das Fest nur in dieser Bedeutung, und erst eine spätere Interpretation hat das Fest mit der Offenbarung am Sinai in Zusam-

menhang gebracht, wovon in der Bibel selbst direkt nichts steht.

Naturgemäss hat in der Diaspora der Charakter des Festes eine Akzent-Verlagerung erlebt, sodass die synagogale Dichtung der Diaspora (Pijut) nur den Offenbarungscharakter betont, aber hier im Lande wurde der Charakter des Erntedankfestes wieder neu belebt.

In der Synagoge Har-El in Jerusalem wird z.B. der Versuch gemacht, beide Seiten des Festes gleichmässig zu betonen: die Kinder der Gemeinde bringen Garben dar, die vor dem Thoraschrein niedergelegt werden. Das ist ein Symbol, das nachahmenswert erscheint, denn nur bei gleichmässiger Betonung des Naturhaften und des Supra-naturalen werden wir der Realität des Judentums gerecht.

SCHALOM BEN-CHORIN
(Jerusalem)

Geruch des Meeres, die Weite und die unwirklichen Farben.

Dann ging es nach Aschkalon, wo wir mit unserem Autobus direkt im Naturpark hielten. Zuerst besichtigten wir die Antiquitäten aus der Römer- und aus der Kreuzfahrerzeit. Mittlerweile war es Mittag geworden, und es gab ein Picknick mit liebevoller Bedienung unserer „En Habayit“. Unsere gute Frau Batja hatte für alles gesorgt, es gab nur zufriedene Gemüter. Nach zweistündiger Pause fuhren wir nach Rechowoth zum Grabe Weizmanns im herrlich angelegten Park. Zum dritten Mal bestiegen wir den Autobus; ermüdet aber glücklich kamen wir um 5 Uhr wieder nach Hause und freuen uns schon auf den nächsten Ausflug.

H. SEFF

Aus der Arbeit des Irgun Olej Merkaz Europa

Ausflug des Elternheims Jerusalem-Baka

Am 29. Mai fand ein Ausflug der Bewohner des Elternheims in Jerusalem-Baka statt. Ca. dreissig der unentwegt Jugendlichen im Alter von 70-89 Jahren bestiegen pünktlich um 8.30 Uhr den Autobus. Die Initiative dieses Ausflugs ging von Anka Gerling aus, die zu Furim eine Ausstellung unserer Handarbeiten organisiert hatte, aus deren Einnahmen nun dieser Ausflug stattfand.

Unser erstes Ziel war Aschdod.

Der schöne Weg dorthin mit den Aufforstungen des K.K.L. löst bei denen, die sich der melancholischen Landschaft der jüdischen Berge noch erinnern, ein Gefühl der Dankbarkeit aus.

Aschdod ist ein ganz grosses Erlebnis, die Hafenstadt der Zukunft. Wie gross ist die bereits gebaute Stadt schon, grosszügig die Planung der schon erstellten breiten Strassen, die nur noch auf ihre Häuser warten! Dazu der herbe



AUSSENHANDEL

Der Export in den ersten fünf Monaten des laufenden Jahres erreichte \$ 212 Millionen gegenüber nur \$ 179 Millionen in den ersten fünf Monaten des Jahres 1964, also eine Steigerung von 18,5%. Die Ausfuhr industrieller Produkte stieg um 13% und die von Zitrusfrüchten um 32,8%.

Am 7. Juni wurde in Warschau die Erneuerung des polnisch-israelischen Handelsvertrages unterzeichnet. Der neue Vertrag sieht eine Vergrößerung des gegenseitigen Warenaustausches um \$ 2 Millionen — nunmehr also im Ausmasse von \$ 10,5 Millionen — vor. Der israelische Export erstreckt sich in erster Linie auf Pottasche, Zitrusfrüchte, Baumwolle und Autoreifen, während aus Polen Lebensmittel, Metalle, Holz und Chemikalien kommen.

Der Handelsvertrag zwischen Israel und Ungarn wurde am 13. Juni für 12 Jahre verlängert. Der Warenaustausch zwischen beiden Ländern erhöht sich gegenüber dem Vorjahre um \$ 3,2 Millionen. Israel wird von Ungarn Waren im Werte von \$ 8,4 Millionen kaufen und für \$ 7,8 Millionen nach Ungarn exportieren.

Der amerikanische Export nach Israel stieg von \$ 167 Millionen im Jahre 1963 auf \$ 181 Millionen im Jahre 1964. Während Israel nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1964 für \$ 56 Millionen lieferte, waren es im Jahre 1963 nur \$ 47 Millionen; damit steht Israel an zweiter Stelle der Abnehmer amerikanischer Produkte im Nahen Osten hinter Ägypten und vor der Türkei.

FINANZEN

Der Bargeldumlauf stieg in der vergangenen Woche um IL 12,8 Millionen auf einen neuen Höchststand von IL 697 Millionen; hiervon sind IL 167 Millionen in Gold und IL 527 Millionen in Devisen gedeckt.

KULTUR

Die diesjährigen Rothschild-Preise erhielten: Prof. Jizhak Baer für seine Forschung auf dem Gebiete der Geschichte der Juden im christlich-spanischen Mittelalter, Prof. William Low für seine Arbeiten auf dem Gebiete der Spectroscopie und Prof. David Grünberg für seine Forschung auf dem Gebiete der Chemie natürlicher Produkte und seiner Synthesis des Morphiums.

VERSCHIEDENES

Die Zahl der Staatsbeamten stieg im vergangenen Jahr um 4% auf über 44 000.

Die Errichtung des Israel-Museums hat bisher IL 19 Millionen gekostet, von denen IL 14 Millionen im Auslande aufgebracht wurden. Die Unterhaltungskosten betragen ca. IL 3 Millionen pro Jahr.

Am 1. Januar d.J. gab es in Israel 72 000 Privatautos, demnach kamen auf je 1000 Einwohner 25 Wagen gegenüber nur 11,5 am 1. Januar 1964.

Mit sofortiger Wirkung bedürfen israelische Staatsbürger keines Einreisewissens nach Deutschland mehr, falls der Aufenthalt in Deutschland nicht länger als drei Monate beträgt.

Aus Criticus Tagebuch

EINE INTERNATIONALE TAGUNG

Der Zusammentritt des Internationalen Kongresses der Staatskontrolleure in Jerusalem gibt dem Staate Israel die Gelegenheit, Gastgeber für eine Gruppe von Persönlichkeiten aus den meisten Teilen der Welt zu sein, die in ihren Ländern eine wichtige Funktion erfüllen. Dies gilt sowohl für die seit langem bestehenden Staaten mit ihren Kontroll-Einrichtungen wie auch nicht zuletzt für die jungen Länder, in denen die Schaffung von Kontroll-Instanzen von besonderer Bedeutung ist. Wir selbst haben dies im Staate Israel erlebt und können mit Stolz darauf hinweisen, dass es bei uns unter sehr schwierigen Umständen gelungen ist, im Amte des Staatskontrolleurs eine Stelle zu schaffen, die ein wachsames Auge auf alle Vorgänge im Staatsapparat wirft, wirklich schöpferische Kritik übt und von Öffentlichkeit wie Parlament und Verwaltung mit höchstem Respekt gehört wird. Es ist das Verdienst der Männer, die an der Spitze dieser Institution standen und stehen, dass ein solches Ergebnis in relativ kurzer Frist erreicht werden konnte, von Dr. Siegfried Moses, der als erster Staatskontrolleur das Amt in seinen Grundlagen geschaffen hat, wie von Dr. I. E. Nebenzahl, dem jetzigen Staatskontrolleur, der auch Gastgeber der internationalen Konferenz ist. Er hat zusammen mit Dr. Moses bereits bei der letzten Konferenz dieser Art, die in Wien stattfand, Israel vertreten; die beiden auf diesem Gebiete führenden Persönlichkeiten stehen auch in Jerusalem an der Spitze der Delegation Israels. Es ist ein Zeichen der Wertschätzung, die sich unser Land erworben hat, dass der Kongress in Jerusalem zusammentritt; dabei mag auch der Gedanke mitgespielt haben, dass seine Teilnehmer bei uns in der Art des Aufbaus und des Wirkens des Amtes des Staatskontrolleurs eine Leistung eigener Art und in vieler Hinsicht von vorbildlichem Charakter kennen lernen werden.

NACH EINEM TODESURTEIL

Zum ersten Mal seit dem Jahre 1956 ist in Israel ein Todesurteil gefällt worden, wenn man von dem Urteil gegen Eichmann absieht. Das Verfahren gegen das verurteilte Mitglied einer arabischen Sabotagegruppe ist noch nicht

abgeschlossen, und man darf annehmen, dass im Endergebnis auch dieses Urteil ebenso wenig vollstreckt werden wird, wie es im Jahre 1956 der Fall war, als drei arabische Terroristen zum Tode verurteilt worden waren. Inzwischen ist auch eine grosse Zahl von Urteilen ergangen, die sich auf Grund der bestehenden Gesetze und vor ordentlichen Gerichten mit z.T. sehr langfristigen Gefängnisstrafen begnügt haben, während in dem jetzigen Falle in einem Militärgerichts-Verfahren und unter Anwendung einer aus der Mandatszeit stammenden gesetzlichen Grundlage von der Mehrheit der Richter auf Todesstrafe erkannt worden ist.

So gewiss es notwendig erscheint, dass sich ein Staat mit allen ihm zur Verfügung stehenden gesetzlichen Mitteln gegen die Störung der öffentlichen Ordnung zur Wehr setzt, die in einer bewaffneten Infiltration von aussen liegt, so sicher ist es doch wohl auch, dass abschreckend auch mit Mitteln gewirkt werden kann, die uns nicht in die Lage versetzen, einem bereits wehrlos gemachten Feinde gegenüber eine Strafe anzuwenden, die von unserer Öffentlichkeit im allgemeinen abgelehnt wird. Wenn es hier und da noch Menschen geben sollte, die darin einen Ausdruck berechtigter Rache erblicken, weil in unserer arabischen Umwelt die Exekution von Angeklagten und die Behandlung von Gefangenen davon zeugt, dass es an solchen ethischen Erwägungen dort mangelt, so liegt es gewiss im Sinne unserer nationalen und politischen Tradition, derartigen Gefühlen nicht nachzugeben und unsere Hand rein zu halten, wenn sie nicht unbedingt Blut vergossen muss.

In diesem Zusammenhange verdienen Meldungen unserer Tagespresse Beachtung, die davon sprechen, es bestehe im Lande eine „anti-arabische Untergrund-Organisation“, deren Ziel es ist, die im jüdischen Sektor arbeitenden Araber zu verdrängen und durch Juden zu ersetzen. Jedenfalls waren dies Drohungen, die ein Unternehmer in Tiberias erhielt und nach deren Nichtbefolgung eine Brandstiftung bei ihm erfolgte. Wir können nur annehmen, dass es sich bei dieser Handlung um missgelaufene Einzelne handelt, die auf den rechten Weg zu bringen Polizei und Gerichten möglich sein sollte; auch in einem noch so kleinen Kern liegt eine Gefahr nicht nur für unser Ansehen in der Aussenwelt, son-

AUS STÄDTEN UND SIEDLUNGEN

Die Jerusalemer Stadtverwaltung bestätigte ein Entwicklungsbudget in Höhe von IL 25 Millionen für das laufende Finanzjahr; hiervon sind u.a. IL 8,5 Millionen für den Neubau von Schulen bestimmt, IL 2,5 Millionen für Kanalisation.

Das Dorf Gusch-Chalaw am Fuss des Eerges von Meron wurde an das Elektrizitätsnetz angeschlossen.

PERSÖNLICHES

Am 8. Juni 1965 fand in der Bar-Ilan-Universität zum Gedächtnis an Aron Barth 574 ein Gedenkabend statt, bei dem Prof. Baruch Kurzweil über das Thema: „Das Bild des traditionellen Judentums in Deutschland“ sprach.

dem auch für das Eindringen von Gedanken in Kreise, die ihre Bedeutung nicht zu überschätzen vermögen. Umso mehr ist zu hoffen, dass dieser Vorfall eine rasche Aufklärung findet.

SCHMARJAHU LEVIN STARB VOR 30 JAHREN

Dreissig Jahre, eine Generation, ist vergangen, seitdem Schmarjahu Levin starb. „Nichts ist falscher als das Wort, dass die Menschen im Tode gleich werden“ — schrieb vor zehn Jahren Kurt Blumenfeld an dieser Stelle zum Gedenken des Freundes. „Die Gleichgültigen versinken ins Nichts, und die Besonderen werden oft erst nach ihrem Tode ganz erkannt; man kommt ihnen näher, als je im Leben, man versteht ihre Art und ihr Wirken; die Erinnerung an sie zwingt zu dauernder Beschäftigung mit dem, was ihr Leben ausfüllte. Es ist das Zeichen der ausserordentlichen Persönlichkeiten, dass sie nach ihrem Tode eine unmittelbare Wirkung ausüben, und dass die Darstellung ihres Lebens schöpferische Kräfte in Nachlebenden erweckt.“

Schmarjahu Levin ist in diesem Sinne lebendig geblieben. Er war mit unserem Kreise, dem Zionismus in Deutschland und in Mitteleuropa, besonders eng verbunden, ein lebendiges Beispiel der Brücke zwischen Ost und West, zwischen russischem und deutschem Judentum. Nicht zufällig heisst eine der wichtigsten Siedlungen deutscher Juden im Lande nach ihm, nicht ohne Absicht hat unsere Organisation, der Irgun Olej Merkas Europa, als er in Tel-Aviv ein Versammlungslokal schuf, ihm seinen Namen gegeben. Diese Beziehung ist erhalten geblieben über den Tod hinaus. Schmarjahu Levin ist in unserem Gedächtnis nicht allein der grosse Redner, sondern vor allem auch der enge, kritische Freund, der unsere eigenen Probleme, diejenigen einer der Assimilation ausgesetzten Gemeinschaft, schon deshalb so tief erkannte, weil er selbst, der im Judentum mit allen Fasern seines Herzens wurzelte, zugleich erfüllt war von den Werten einer europäischen Kultur, die auch uns genährt hat. So ist Schmarjahu Levin über die Jahrzehnte hinweg für uns ein Licht in einer Welt, in der die Dunkelheit nur allzu stark sich auszubreiten fähig ist.